

Philipp Robinson Rössner

# Deflation – Devaluation – Rebellion

Geld im Zeitalter der Reformation



Geschichte

VSWG – Beihefte 219

Franz Steiner Verlag

Philipp Robinson Rössner  
Deflation – Devaluation – Rebellion

**VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR SOZIAL-  
UND WIRTSCHAFTSGESCHICHTE – BEIHEFTE**

Herausgegeben von Günther Schulz, Jörg Baten, Markus A. Denzel  
und Gerhard Fouquet

**BAND 219**

Philipp Robinson Rössner

# **Deflation – Devaluation – Rebellion**

Geld im Zeitalter der Reformation



Franz Steiner Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Förderungs-  
und Beihilfefonds Wissenschaft der VG Wort

Umschlagabbildung:

Guldengroschen oder „Silbergulden“, Sachsen o. J. (1525–1528)

(Vs.: Brustbild Kurfürst Johann mit Kurzsword; Rs.: Brustbild Herzog Georg)

© Deutsche Bundesbank

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012

Druck: Offsetdruck Bokor, Bad Tölz

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-10197-4

## VORWORT

Die hier vorgelegte Studie ist die im weitesten Sinne unveränderte Version meiner 2011 an der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientalwissenschaften der Universität Leipzig eingereichten und im Sommer des gleichen Jahres angenommenen Habilitationsschrift. Solch ein Projekt ist zwangsläufig ein Gemeinschaftsprojekt. Dank gebührt daher vor allem meinen beiden akademischen Lehrern, Prof. em. Dr. Ian Blanchard, ehemals University of Edinburgh und Central European University Budapest, und Prof. Dr. Markus A. Denzel, Universität Leipzig / Freie Universität Bozen. Ian Blanchard infizierte mich mit dem Virus des Monetarismus und einer dementsprechend kalibrierten Sichtweise auf das Mittelalter, zu einer Zeit, in der ich mich wissenschaftlich mit dem Außenhandel Schottlands im 18. Jahrhundert befasste, während Markus Denzel mich zuvor auf die Handelsgeschichte Schottlands und zunächst unter die Fittiche von Professor Blanchard in Edinburgh gebracht hatte. Beiden Herren, vor allem aber Markus Denzel, verdanke ich mehr, als ich in Worte fassen kann: an geistigem Input, an rigoroser Kritik, an bedingungsloser Unterstützung, an Vertrauen. Die Aufgabe, welche Markus Denzel mir dann im Frühjahr 2007 stellte – gleichsam in der Tradition der Preisfragen der Hochaufklärung – konnte unterschiedlicher kaum sein, im Vergleich zu meiner bisherigen Arbeit über die Handelsgeschichte Großbritanniens in der Frühen Neuzeit. Übertragen lautete sie ungefähr folgendermaßen: Peter Blickle, einer der letzten großen Historiker unserer Zeit, welcher überdies unsere Kenntnis und Sichtweise und Modelle des großen Deutschen Bauernkriegs entscheidend beeinflusst hat, verriet in einer Korrespondenz Ekkehard Westermann, es muss um 1979 gewesen sein, dass in buchstäblich jedem siebten Blatt der im Verlauf des Bauernkriegs von 1524ff. und seiner Vorläufer schriftlich gefassten Beschwerden die „Münzfrage“ vorgekommen sei. Noch niemand hatte sich bislang mit dem Thema befasst; auch Blickle nicht, der die Münzfragen in seinem *magnum opus* zur Revolution von 1525 komplett ausgelassen hatte. Gut für mich, denn so gab sich eine komplett neu aufzuschließende Forschungsagenda. Der „Arbeitsauftrag“ im Rahmen meines Angestelltenverhältnisses am Historischen Seminar der Universität Leipzig lautete von nun an schlicht: Erklärungen zu finden, wie und in welchem Umfang Münzfragen, insbesondere Münzverschlechterung und schlechtes Geld die Unruhen in der ständischen Gesellschaft des Spätmittelalters beeinflussten, ob es überhaupt einen Kausalzusammenhang gab, und wenn ja, wie genau dieser denn nun ausgesehen haben mochte. *Eine* Antwort habe ich mir hiermit erlaubt vorzulegen; ob und inwiefern sie überzeugt: Das muss der Leser entscheiden.

Und um bereits im Vorfeld eventuellen Monita vorzubeugen: Zwei Fundamentalstudien, welche erst im Jahre 2012 erschienen sind, und die die Forschungslandschaft zum Thema „Geld“ und „Reformation“ sicher nachhaltig beeinflussen und stimulieren werden, konnte ich nicht mehr in die Argumentation mit einbeziehen. Hierbei handelt es sich um Brad Gregorys *The Unintended Re-*

*formation* und David Graebers bereits jetzt viel diskutiertes Buch *Schulden*.<sup>1</sup> Gregorys fundamentaler Neuansatz der Re-kontextualisierung der Lutherischen Reformation in der *ganz langen Dauer* (im Prinzip 1517 bis 2012) ist als ein leidenschaftlicher Impuls zu werten, das von den Ökonomen als „Pfadabhängigkeit“ (*path dependency*) bezeichnete Phänomen auch auf unsere moderne Gesellschaft, ihre Philosophie und Metaphysik(en) anzuwenden. Unsere moderne Konsumwelt, so Gregory, aber auch der Foucault'sche Poststrukturalismus, der ergebnisoffene Wettbewerb privater Metaphysik(en) und Behaglichkeitsangebote (eine Welt in der Steve Jobs für viele die Position Jesu einnimmt), die in westlichen Gesellschaften teilweise un-konditionelle Toleranz und Beliebigkeit hinsichtlich grundlegender moralisch-ethischer Deutungsmöglichkeiten und Handlungsangebote (welche die Menschen vor Luther direkt aus der Bibel ableiteten): Alle diese Phänomene seien Ergebnis einer Wettbewerbskultur, so Gregory, welche sich erst im Gefolge von Luthers Reformation ausbilden konnte, und dann mit den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts und der Newtonischen Revolution im Denken im 17. Jhs. weiter entwickelt wurde, um dann schließlich in der europäischen Aufklärung des 18. Jh. zu kulminieren, welche uns mit Adam Smith den Mythos von *rational choice* und perfekt symmetrischer Marktpartizipation und im Naturwissenschaftsbereich die Exklusion Gottes gebracht haben etc.<sup>2</sup> Und David Graebers streckenweise groteske, historisch nicht fundierte und wilde analytische Dekonstruktion des Mythos vom raumzeitlich ungebundenen und aus seinen jeweiligen gesellschaftlichen Verflechtungen und Einbettungen losgelösten Phänomens „Geld“ nimmt viele Gedanken auf, welche auch in der vorliegenden Studie in ähnlicher Form geführt worden sind, freilich noch ganz in Unkenntnis von Graebers neuem Werk.

Ich bin sicher, dass die vorliegende Arbeit Irrtümer aufweist. Alles andere zu behaupten wäre unredlich. Wenn mir die Nennung der folgenden Personen, Freunde und Kollegen eine ganz besondere Freude bietet, dann lediglich aus der Überzeugung, dass sie dazu beigetragen haben, die Zahl dieser Irrtümer zu minimieren und im Sinne der Produktoptimierung hier einen entscheidenden Beitrag geleistet zu haben. An erster Stelle ist hier Herr Professor Dr. Ekkehard Westermann (Rantrum) zu nennen. Seine Kenntnis des zentraleuropäischen Montanwesens ist unübertroffen, und sein photographisches Gedächtnis bzgl. vieler Details abseits der klassischen Montangeschichte, insbesondere zum Münzwesen Mitteldeutschlands und den Handels- und Kapitalverflechtungen im Zeitalter der Reformation ist außergewöhnlich. Ihm und seiner Frau, Prof. Dr. Angelika Westermann (Kiel) gebührt Dank für zahlreiche Gespräche, Sonderdrucke, die Gelegenheit in Neunhof zu referieren (2009) und vor allem die Tatsache, dass ich bei beiden immer – wenngleich gesundheitsbedingt zumeist telefonisch – ein offenes Ohr für alle meine Fragen gefunden habe. Ich kenne keine Forscher und Kollegen,

- 1 David Graeber, *Schulden: Die ersten 5000 Jahre*, Stuttgart 2012 [Originalausg. *Debt. The First 5000 Years*, New York 2011].
- 2 Brad S. Gregory, *The Unintended Reformation: How a Religious Revolution Secularized Society*, Harvard University Press 2012.

welche mit einer vergleichbaren Akkuratess und wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit und Drang nach fruchtbarem wissenschaftlichem Austausch arbeiten wie Ekkehard Westermann und seine Frau.

Ebenso sei meinen Leipziger Kollegen und damaligen „Prüfern“ (als Mitglieder der Habilitationskommission) gedankt: in erster Linie Herrn Prof. Dr. Manfred Rudersdorf, Herrn Prof. Dr. Enno Bünz und Herrn Prof. Dr. Ulrich v. Hehl (alle Universität Leipzig), Prof. Dr. Hans-Georg Ebert sowie Spectabilis Prof. Dr. Frank Zöllner, unter dessen Regie das Verfahren zu einem sehr positiven Ende gebracht worden ist. Sie alle haben das Verfahren in einer vorbildlich-kollegialen Art und Weise gestaltet, die ihresgleichen sucht. Die Herren Privatdozenten Drs. Spannenberger und Weiss (Leipzig) haben zur gleichen Zeit wie ich ein gleiches Schicksal über sich ergehen lassen müssen – das Habilitationsverfahren – und damit gleichsam eine Leipziger Waffenbrüderschaft im Wintersemester 2011/12 konstituiert.

Frau Dr. Mechthild Isenmann (Brühl) und Alexandra Holzhey, M.A. (Leipzig) danke ich herzlichst für die Durchsicht des Manuskripts und das Austreiben des Fehlerteufels, welcher sich auf seine eigene Art sehr diabolisch umso williger in einem Manuskript herumtreibt, je umfangreicher es wird (und ich bin sicher: er ist noch nicht ganz draußen). Ihnen sei auch Anerkennung für alle entstandenen Qualen ausgesprochen, welche sich im Zusammenhang mit der Lektüre sicher hier und da ergeben haben; Dank gebührt ihnen ferner für den mentalen Beistand und die vielen guten Impulse!

Besonderer Dank gilt den Personen, welche ich auf meinem Weg treffen durfte. Den Archivaren Dr. Walter Bauernfeind (Nürnberg), Frau Maria João Gaiato (Casa da Moeda, Lissabon), welche mich in einer entscheidenden Situation bei der unbürokratischen Erstellung digitalisierter Kopien unterstützte, ebenso wie Frau Margarida Ramos, der Leiterin des kleinen, aber exklusiven Archivs der Empresa Nacional / Casa da Moeda in Lissabon (Portugal) sei gedankt. Frau Beate Kaiser, Leiterin des Stadtarchivs Mühlhausen (Thüringen), sowie Herrn Thomas T. Müller, Leiter der Mühlhäuser Museen ist zu danken für die herzliche Aufnahme während eines schönen Sommertages in der Wirkungsstätte Thomas Müntzers. Dr. Johannes Mötsch (Thüringisches Staatsarchiv Meiningen) gab mir viele wichtige Hinweise per email und sorgte für die zeitnahe Bereitstellung wertvoller Archivkopien auf dem Postwege. Auch der einen ganz eigentümlichen Charme versprühenden Belegschaft des Tiroler Landesarchivs Innsbruck sei für einen unvergesslichen Aufenthalt in den verschneiten Tiroler Alpen 2008 Dank ausgesprochen. Im Stadtarchiv Leipzig wurde ich beinahe des Hauses verwiesen – verdientermaßen, da dem Anliegen meiner Tochter, in den Jahreshauptrechnungen des Leipziger Rates von 1500ff. herum zu malen, aus ersichtlichen Gründen natürlich nicht entsprochen werden konnte. Nichtsdestotrotz ermöglichte mir die Leiterin des Stadtarchivs, Frau Carlov die Benutzung umfangreicher Aktenbestände sowie die Anfertigung von Kopien, wofür auch ihr ein herzliches „Danke schön“ gebührt. Eine sehr gastfreundschaftliche Aufnahme wurde mir zudem im Landesmünzkabinett Sachsen-Anhalt auf der Moritzburg in Halle zuteil: Herrn Ulf Dräger, M.A., dem Kustos der dortigen Sammlung, sei Anerkennung, Dank

und Respekt für die Gespräche, den Kaffee, die Literatur und viele wichtige Inputs und Anregungen auf das nachdrücklichste ausgesprochen. Auch das Team der Leipziger Universitätsbibliothek-Sondersammlungen, Dr. Christoph Mackert und Frau Corinna Meinel, M.A. erwies sich als über alle Maßen kooperativ, engagiert und hilfsbereit bei der Sichtung wichtiger Münzen und der Anfertigung einiger Digitalisate.

Des Weiteren beteiligten sich am Entstehungsprozess dieser Arbeit in jeweils unterschiedlicher Intensität, meistens fernmündlich oder über Briefkontakt: Prof. Dr. Peter Blickle (Saarbrücken), Prof. Dr. Gerhard Fouquet (Kiel), Prof. Dr. Frank Göttmann (Paderborn), Prof. Dr. Donald Harreld (Brigham Young University / USA), Prof. Dr. Rolf Kiessling (Augsburg); Dr. Dr. Peter Lange (Orlamünde), Prof. Dr. Ulrich Pfister (Münster), Prof. Dr. Werner Rösener (Marburg), Prof. Dr. David Warren Sabeau (University of California, Los Angeles/USA), Prof. Dr. Thomas Max Safley (University of Pennsylvania/USA), Prof. Dr. Uwe Schirmer (Jena), Prof. Dr. Phillipp R. Schofield (University of Aberystwyth), Prof. em. Dr. Manfred Straube (Leipzig), Dr. Kristina Starkloff (Leipzig), Dr. Matthew Stevens (University of Aberystwyth/UK) und Dr. Oliver Volckart (London), sowie die Damen Kathrin Morgenstern, Tina Susann Schiecke M.A., Dpl. Hdl. Michaela Vitzky, Annegret Prüfert und Franziska Kramm. Frau Dipl. Hdl. Michaela Vitzky gebührt hierbei ganz besonderes Lob und Dank für all‘ die Hilfe und Unterstützung am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, welche bei weitem nicht immer selbstverständlich gewesen ist. Nicht immer unmittelbar am geistigen Entstehungsprozess dieser Arbeit beteiligt, aber zum Zeitpunkt ihrer Abfassung mein Denken und Verständnis von Geschichte durch wiederholte Kommunikation immer entscheidend beeinflusst haben: Prof. Dr. John Munro (University of Toronto), Prof. Dr. T. Christopher Smout (Anstruther), Prof. Dr. Christopher A. Whatley (University of Dundee), Prof. Dr. Lee Palmer Wandel (University of Wisconsin), Prof. Dr. Toshiaki Tamaki (Kyoto Sangyo University) sowie Prof. em. Dr. Hartmut Zwahr (Leipzig). Dr. Reinhold Walburg (Deutsche Bundesbank, Frankfurt a. M.) sei für die Einladung zu einem Vortrag in einem Tempel der Währungsstabilität gedankt, ebenso wie der Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig e. V., welche meine Archivistudien in Lissabon mit einem großzügigen Zuschuss unterstützten.

Die Verwertungsgemeinschaft Wort (VG WORT) übernahm dankenswerterweise mit einer Komplettfinanzierung den für mich unangenehmsten Teil des Projekts. Dafür spreche ich den Verantwortlichen meinen Dank und meine Hochachtung aus.

Alle diese Namen verblassen indes, wenn es um diejenigen geht, denen diese Arbeit gewidmet sei: Britta, Ailidh Johanna, unserem Neuzugang Marit Elisa, Karl, Marianne, Rüdiger und Rosel – und natürlich Volker.

Leipzig, im Juni 2012

Philipp Robinson Rössner

## INHALTSVERZEICHNIS

<i>English Summary</i> .....	<i>xiii</i>
Tabellenverzeichnis .....	1
Abbildungsverzeichnis .....	2
I. SCHLECHTE MÜNZEN, BÖSES GELD: EINE HYPOTHESE .....	5
0. Geld – Ein Mythos .....	6
1. Hohe Geldentwertung, viele Aufstände (1470–1525): Kovarianz oder Korrelation?.....	17
2. Modell und Methode .....	32
2.1. Silber als <i>pars pro toto</i> : Ein einfaches Angebot-Nachfrage-Modell als ‚heuristische Brücke‘ .....	32
2.2. Untersuchungsraum.....	56
2.3. Periodisierung.....	58
2.4. Quellen und das Unschärfeproblem .....	65
2.5. ‚Global‘ und ‚Politik‘: Moderne Terminologien als heuristische Brücke .....	72
2.6. Alternativen zur Münzgeldnutzung: Usancen im Zahlungsverkehr .....	75
3. Reformation, Bauernkrieg und Geld: Eine Nicht-Beziehung (Literaturüberblick) .....	85
4. These: Die Übergangszeit (1470–1530) als monetäre und soziale Krise .....	95
II. DEFLATION. ZAHLUNGSBILANZDEFIZIT, DEPRESSION UND DEFLATION: DIE „KRISE DER REFORMATION“ .....	97
1. Von Wittenberg nach Lissabon: Proto-Globalisierung und verkommene Heilsökonomie .....	97
2. Der Krisenbegriff .....	112
3. Die Krise von 1470/1530 als Zäsur: Versuch einer geld- und finanz- geschichtlichen Periodisierung.....	126
3.1. Der Befund .....	126
3.2. Preise als Abbildungen des sozioökonomischen Leistungsgefüges....	130
3.3. ‚Lange Wellen‘. Wilhelm Abel, Michael Moissej Postan und die Grenzen eines wirkmächtigen Paradigmas .....	141
3.4. Eine alternative Sichtweise: Die „Krise der Reformation“ (1470–1530) als „Welle zwischen den Wellen“ .....	152
4. Die Reformationszeit als deflationäre Depression, 1470/1500–1530? .....	166

4.1. Monetäre Kontraktion (I): Das gesamtwirtschaftliche Preisniveau (P) und der Preisbefund für das ‚numeraire‘ (Silber), 1470/1500–1530.....	170
4.2. Monetäre Kontraktion (II): Das gesamtwirtschaftliche Aktivitätsvolumen („Sozialprodukt“) (T), 1470/1500–1530.....	174
4.3. Monetäre Kontraktion (III): Die Geldmenge (M).....	185
4.4. Monetäre Kontraktion (IV): Die Umlaufgeschwindigkeit (V).....	190
4.5. Martin Luther: Dissonanz und „Early sixteenth-century depression economics“? .....	204
4.6. Zusammenschau: Wirtschaft und Gesellschaft im Anpassungsprozess zwischen spätmittelalterlicher Depression und frühneuzeitlicher Preisrevolution .....	235
5. Silberabfluss: Logik und globalwirtschaftliche Dimension.....	251
5.1. Lissabon, Antwerpen und Venedig.....	251
5.2. <i>Casa da Moeda</i> , Lissabon (1517–24): Eine Fallstudie .....	271
5.3. Mansfeld, Schwaz, Joachimsthal: Asien ist das Ziel .....	290
6. ‚Wieviel Silber‘? Eine hypothetische Bilanz, 1470–1530.....	301
III. DEVALUATION. MÜNZWESEN UND WÄHRUNGSPOLITIK IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN EDELMETALLKNAPPHEIT UND PREISREVOLUTION.....	311
1. Schlaglichter Sachsen, 1500–1530: Münzkurse sind verhandelbar .....	311
2. Das Gespenst der Devaluation: Münzverschlechterung und Kursverlust, 1470–1530 .....	321
3. Geldschöpfung im Spannungsfeld zwischen münzbetriebswirtschaftlichen, fiskalischen und volkswirtschaftlichen Zielstellungen .....	330
3.1. Kontingenzen deutscher Geldpolitik: Modell und Methode.....	333
3.2. Europäische Hintergründe .....	347
3.3. Geldformen, Geldfunktionen, Geldeigenschaften .....	358
3.4. Geldschöpfung um 1500: Kosten, Nutzen, Zielkonflikte .....	365
3.5. Währung um 1500: ein hybrides Konzept .....	376
4. Fragmentiertes Münzwesen: Süd- und Oberdeutschland als ‚Habenitse‘ .....	389
5. Fallstudie Sachsen-Mitteldeutschland: Die schwere Geburt des Talers (1500) als Symptom und Konsequenz der Krise .....	404
5.1. Ein historisches Experiment .....	405
5.2. Kommerzialisierungs- und Intensivierungsprozesse, 1470–1530: Aufschwung und Krise .....	408

5.3. Geldgebrauch und Geldnachfrage: Monetisierung in Sachsen um 1500 .....	435
5.4. Die Leipziger Münzordnung (1500): Die Einführung des Talers ....	446
5.4.1. Münzpolitik ist Hegemonialpolitik .....	446
5.4.2. Auf dem Weg zur Hartwährung (1440–1500) .....	453
5.4.3. Ziele, Probleme und Konsequenzen der Leipziger Münzordnung (1500–1530).....	462
 IV. REBELLION. DYSFUNKTIONEN DES GELDES, SOZIO-ÖKONOMISCHE ASYMMETRIEN UND DIE UNRUHEN IN DER STÄNDISCHEN GESELLSCHAFT .....	485
1. Münzfragen, Unruhen und der ‚Gemeine Mann‘ .....	485
2. Bauernkrieg und schlechtes Geld: ein Erklärungsmodell .....	491
3. Devaluation als Gegenstand der zeitgenössischen Publizistik (13.–16. Jahrhundert) .....	530
4. Armut durch Geldentwertung: Asymmetrische Beziehungen im Zahlungsverkehr .....	547
4.1. Geld in der bäuerlichen Gesellschaft der Renaissance .....	547
4.2. Münzkurse sind verhandelbar – Implikationen, Konsequenzen .....	564
4.3. Schichtenspezifische Transaktionskassen .....	568
4.4. Parallelwährungen.....	580
4.5. Bewusst konstruierte Asymmetrien (Wucher, Renten) .....	582
5. Rebellion: Münzfragen in den Unruhen des Spätmittelalters (1440–1526).....	587
5.1. Die Vorläufer (1440–1523).....	587
5.2. Reichstag (1522–23).....	609
5.3. Bauernkrieg (1524–26) .....	618
 V. GELD IM ZEITALTER DER REFORMATION.....	633
1. Armut durch Geldentwertung: Befund und Ergebnisse.....	633
2. Tauschsphären und sozioökonomische Asymmetrien: die Sozioökonomik des Geldes im Zeitalter der Reformation.....	641
3. Transaktionskosten: schlechtes Geld und wirtschaftliche Entwicklung .....	644
 QUELLEN UND LITERATUR .....	665



## ENGLISH SUMMARY

Coin debasement, devaluation and shortages of reliable small change were quite common phenomena in central Europe in the early modern period; they had been common in fact since the high middle ages.<sup>3</sup> The same applies to peasant uprisings and urban conflicts: both in a sense represented a structural element within medieval and early modern society. Between c. 1450 and 1525 both phenomena, however, simultaneously increased in terms of intensity and frequency. Currency devaluation or coin debasement rates significantly increased in the second half of the fifteenth century and well into the first third of the sixteenth century, as did the number of documented (peasant) uprisings that culminated in the Great German Peasants' War or "Revolution of 1525" (Peter Blickle). Whilst it is not suggested that there was a strong and uniformly positive correlation between the two, the coincidence or co-movement of these parameters in the decades around 1500 is striking. These times also coincided with repeated bouts of deflation, and, if the argument is centred on silver as a commodity and its price on the market, a new view on the Reformation period and the underlying monetary economics unfolds which occasionally also turns into a re-calibration of our understanding of the turning period between the late middle ages and the early modern period.

### CHAPTER I

The argument pursued in this chapter is that silver was a commodity like any other in economic exchange, and that this reflected back not only on the monetary standard and economic philosophy of the day, but also on societal matters at large. It created multiple scenarios of unequal or asymmetrical exchange and significantly increased transaction costs. Its demand and supply were contingent upon numerous factors, such as demand for money to hold, demographic development, the development of disposable incomes, urbanization and commercialization, global market constellations for silver, a drain of silver to the eastern parts of the world etc. – factors that had long gotten out of control by those who stroke the coins (the monetary authorities of the day). Ultimately this created multiple tension fields and conflicts of interest, tensions between money supply and money demand which inter alia led to repeated bouts of devaluation. More and more bad small

3 See also the précis of the topic with special regard to Saxony in: Philipp Robinson Rössner, *Bad Money, Evil Coins? Coin Debasement and Devaluation as Instruments of Monetary Policy on the Eve of the 'Price Revolution'*, in: Philipp Robinson Rössner (ed.), *Cities – Coins – Commerce. Essays in Honour of Ian Blanchard on the Occasion of his Seventieth Birthday*, *Studien zur Gewerbe- und Handelsgeschichte der vorindustriellen Zeit*, Vol. 31, Stuttgart 2012, pp. 89–120.

change was issued over time, which made the good coins appreciate (in terms of the bad coins). But wherever good coins circulated alongside bad coins there were people who were able to safeguard themselves against risk of asset depreciation and imposed exchange rates on their counterparts which the latter considered “un-just”, as they frequently turned out to be above the legally fixed coin exchange rates. This was a problem that did not necessarily cause but very frequently co-determined uprisings and other forms of public protest – up to the great peasants’ wars of the day.

## CHAPTER II

Chapter II argues that after 1500 a silver shortage re-occurred in central Europe and the south-western parts of the Holy Roman Empire, somewhat reminiscent of the last “bullion famine” (J. Day) of the fifteenth century. The silver supply per capita of the population declined over the period, c. 1450–1550. This is borne out by a persistent increase in the price of silver at all locations from which sources can be derived, as well as a continuous decrease of the gold-silver-ratio.

The deflation in the central and upper German price level (consumer prices approximated using rye prices) also corroborates the notion of a persistent silver crisis that was only temporarily relieved during the central European silver mining boom of the 1470s and 1480s. Apart from the two subsequent booms of the 1470s and 1490s the price level was deflationary across all locations for which price quotes for grain (rye) have survived. Particularly between c. 1500 and 1520 the price level trends are at odds with a postulated explanation which has been labelled neo-Malthusian, i.e. an inverse correlation between (declining) per capita resources of nutritional and energy input and an increase in the overall price level, as well as increasing relative prices of foodstuffs set against other industrial prices including wages. But as Munro has noted, the so called “price revolution” and the related adjustment processes in the economy between relative prices and available resources did not commence before the 1520s in the north-western parts of Europe<sup>4</sup>, and what may be true for the Low Countries may have been as true for central Germany. Here apparently the silver output determined the *overall movement* in the price level (approximated using rye prices in the same way as today a large part of the movement in the CPI can be explained by the price movements for mineral fuels). But new findings by Pfister suggest that even a price level index constructed using a more refined set of data on wages, prices and consumption baskets still yields a decline *both in the CPI and real wages* between 1500 and 1530, which may be a symptom of a “monetarist” mechanism (shortage of base money M0) as a somewhat more appropriate explanation for the deflationary cycle. Clearly the neo-Malthusian approach for the relatively brief time frame under

4 Most recently: John Munro, The Monetary Origins of the ‘Price Revolution’, in: Dennis O. Flynn / Arturo Giráldez / Richard von Glahn (eds.), *Global Connections and Monetary History, 1470–1800*, Aldershot / Burlington 2003, pp. 1–34.

consideration, i.e. 1470/1530 yields no particularly meaningful insights. Rather it seems as though an appreciation of silver due to a shortage over demand accordingly led to deflation in the price level; one unit of silver could buy an increasing amount of goods over time).

Nearly all silver available to Europeans for monetary purposes before the mid-sixteenth century came from European sources, as the American mines did not yield significant inflows of silver into Europe until after 1550. Eighty per cent of it came from within the German Empire (Saxony; Counts of Schlik/Joachimsthal; Mansfeld Saiger huts; Tyrolean mines; Harz and Vosges mountains). Most of the silver could not be exported right away, as in the case of Ducal and Electoral Saxony where the mining rights and other regalia had it that all silver had to go through one of the official or “state” mints before it could be used in the economy. Anybody could search the mountains for silver; however, any silver found on Saxon grounds had to be brought into a Saxon mint first. At that point the Saxon duke and elector charged their regalia income, akin to *Seigniorage*, which on average amounted to about one-fifth of the silver ore yielded by the private mining entrepreneurs each year. There was a general ban on Hungarian silver exports. It was mainly the silver mines in the Tyrol that had an a priori high export/output ratio, as here, a characteristic scenario applied. Generally the ruler (Archduke of Tyrol who was Habsburg Emperor) had the regalia rights, which at that time represented the entitlement of purchasing silver at a much-reduced rate (at about five Rh fl per mark of pure silver, which was far below the market rate, which in the later fifteenth century amounted to above eight Rh fl usually). In formal terms this equalled a rent worth about three florins per mark, which the Archdukes could have exploited to their own advantage – had they not accumulated a high level of debt with some of the larger upper German high financiers and merchant bankers of Augsburg and Nuremberg, such as the Fugger or H $\ddot{o}$ chstetter families, to name the two most important ones. The Habsburg Emperors sold this pre-emptive right, which in financial terms needs to be interpreted as an option, almost continuously to the Upper German high financiers as collateral for the debts incurred. In the relatively brief time span between 1485 and 1497 more than 200,000 marks of pure silver are said to have flown out of the Tyrolean mines and directly in to the hands of the Upper German high financiers. According to the most reliable estimates up to 86 per cent of yearly production levels of silver were exported from the Tyrol in the 1480s and 1490s leaving only meagre quantities for domestic currency supply or monetary stocks (M0).

An even more extreme scenario with an export quota of about 100 per cent would have obtained for the silver ores from the Mansfeld area, which in and around 1500 may have supplied about one-fifth of European silver supplies. Silver came not directly out of the Mansfeld mountains but had to be yielded by the cupellation process that was carried out in gigantic proto-factories, the so-called *Saigerh $\ddot{u}$ tten* (liquation plants) that had been erected in an investment spree all across Thuringia in the 1470s and 1480s, when rising silver prices had made those expensive and capital-intensive processes of production for the first time profitable. These plants were run by foreign capital owners, mostly men from Nuremberg,

Augsburg and Leipzig who separated the silver from the argentiferous copper ore using prodigious amounts of fixed capital (factory buildings, machines, hearths and smelting works) as well as whole armies of hired labour thus creating something like the first pre-modern industrial area in central-southern Germany. As the argentiferous ores were exported from the realms they had originally been found there was no opportunity to tap these prodigious additional supplies of silver for *Seigniorage* or other forms of regalia income, such as tithes and other dues. Moreover, the Counts of Mansfeld who could only charge the tithe on the raw copper that came out of the Mansfeld mines, usually sold most of their tithe coppers to precisely those corporations and consortia that ran the Saiger huts, thus augmenting the potential silver supply that was to be got from separating copper and silver using large amounts of lead imported from England and the Polish realms (Ian Blanchard) – and which was ultimately destined for export.

All in all the figures on mining output in central Europe, combined with circumstantial evidence as to possible export-output rates seem to suggest that at least 70 per cent of yearly silver production in Tyrol, Mansfeld, Saxony and the Bohemian Erzgebirge was exported to places beyond these realms. And as the population in southern and central Germany was increasing since 1470 it is highly unlikely that per capita silver supplies, i.e. per capita monetary stocks would have increased in any more than a marginal way. The evidence on prices and mining output in the Erzgebirge mines may point to a strong role of Saxon silver for the money supply in upper-central Germany; it seems as though the Saxon silver cycles would have more or less directly influenced the south German price level trends. A further drain on the silver balance in central Europe came from large exports of silver in exchange or as payment for imports from Northern Europe (Baltic), eastern Europe (mainly cattle), as well as southern Europe and the Levant. This drain appears to have been a structural one; it was similarly pronounced in 1600 and 1700, and it had been a problem identified by contemporaries as early as the 1400s when first complaints about a structurally negative balance of payments with the Levant and Asia were heard. To this was added an additional leak when the Portuguese kings started to build up their network (“empire”) of trading posts around the African coast and along the shores of the Indian Ocean. In terms of numbers of voyages and new foundations of trading posts, as well as spice imports to Lisbon the first two decades of the sixteenth century mark the high-point of sixteenth-century Portuguese imperialism. At that time enormous sums of silver left Europe via the Portuguese mint at Lisbon (the *Casa da Moeda*, where all silver and money to be used in the Asian trades had to be re-coined into Portuguese money), as well as Antwerp, which turned into the main financial market and entrepôt used by the Portuguese Crown and the administration of monopoly rights on the marketing of spices and other Asian imports in Europe. A combined examination of account books of the *Casa da Moeda* with evidence on property and shareholding patterns in the central European mining complex seems to suggest an unusually strong connection between precisely those High German financiers mentioned above and the Portuguese bonanza at Lisbon. Large sums of central European silver were channelled through Lisbon within a relatively brief time

frame between about 1499 at the very latest, when Vasco da Gama's first fleet had safely returned from the East Indies and about 1520, when most of the activity in finance and trade of the East India goods had already been relocated from Lisbon to Antwerp. This crucial time in the development of empire coincided with the deflationary depression and the silver shortage in central Europe (Germany). All in all, at least 70 to 80 per cent of newly-mined silver supplies probably left the German realms as soon as they had entered circulation; they left an area and society that was expanding in terms of numbers (but certainly not per capita income) progressively short of base money (silver).

### CHAPTER III

This chapter argues that in consequence to the developments sketched in chapter two more or less regular bouts of coin debasement occurred over time. Let us define *monetary stability* as the ability of a prince or any other monetary authority to implement and retain a currency standard that is marked by relatively constant precious metal content of the circulating coins in the medium to long run and only varies – if at all – with the changing price or unit cost of silver (as the main monetary material). Let us further make the assumption that the ability to implement monetary stability is further contingent upon the security and quality of the regalian rights of the monetary authority. (i) The power to control the amount and fineness of money in circulation then depends mainly on whether or not there are native silver supplies in the respective country or realm. If that was the case, then the ability to implement a strong control over the currency is further dependent upon (ii) how strong the “access authorization” of the prince or respective authority was. How much silver could be controlled directly (and for instance brought to the mint upon official decree, there to be minted to a ‘good’ legal standard); how much of it left the mines and got out of control? (iii) If regalian rights were not as strong as desired – were there alternative options of controlling native monetary supply? Let us then define the face value of circulating coins as the market value of precious metal contained within the respective coin plus mint charges (*brassage*) plus Seigniorage (profit to the monetary authority or the leaseholder of the mint). Then the market value of precious metal contained within the respective coin will be equal to the silver price per gram times the amount of grams of silver contained in the respective coin. From these assumptions it will be obvious that in times of a silver price increase or a silver crisis with excess demand over supply of silver the precious metal content of the circulating coins *must* be debased (unless at least one of the actors act irrationally). Otherwise the coins will become demonetized, as their face value is now below the market value of the total silver contained in the coins. The monetary authorities will have to economize on the existing silver resources. Now, minting charges (*brassage*) progressively increase inversely with the face value of the coins. Expressed in terms of purchasing power the production of 100 silver *florins* will be less expensive than the minting of 100 *pennies*, *farthings*, or *mites*. The labour costs and expenses and time spent on

minting remain approximately the same, but the market value of the coins is, of course much larger in the case of the large denomination coins; *brassage* accordingly declines with increasing denomination.

The monetary, economic and social costs of such a system will be immense. Especially in times of general economic or financial crisis, they are likely to go out of hands (chapter four). There were at least 500 active (i.e. open) mints in Germany around 1500.<sup>5</sup> There were hundreds of individual independent monetary authorities that all minted their own coins on top of the foreign moneys that circulated within each realm. Apart from the Dukes and Electors of Saxony and the Archdukes of Tyrol virtually none of the independent 'states' (which may be either a small abbey or the larger area of the Margraviate of Brandenburg or the Austrian hereditary lands) had direct access to native silver supplies. The economics of coin production were mostly contingent upon the variables that obtained on the free and inter-regional silver markets. Moreover within the separate realms or 'territories' the monetary authorities – which usually, but not always, happened to coincide with the political authorities – faced a set of dilemmas. On the one hand those receiving feudal rents and all other sorts of fixed transfer incomes or yields on capital had a strong vested interest in strong, i.e. long-term stable currencies. Everywhere a contract had fixed the type of coin for repayment (of debt, collateral, interest) a variable precious metal content of the circulating coin translated into unintended variability in income streams – and was almost invariably bound to give rise to some dispute subsequently. On the other hand the manipulation of the currency was considered a regalian right belonging to the princely prerogative and remaining entirely at the prince's – or the relative monetary authority's – discretion. *Seigniorage* was seen as a legal means of taxation. A slight deviation of the silver content in terms of purchasing power from the official denomination of the respective coins was seen as legal as long as it remained within 'acceptable' bounds (but what was 'acceptable' was hotly debated). After all, this was the expense of the prince who in turn safeguarded institutional stability, guaranteed property rights and provided reliable contract enforcement in return. But there are numerous reported cases of monetary authorities that were tempted to over-use this prerogative and turn what had initially been a mere mint charge or fee into a general-purpose tax (a tax that was not normally tied to some form of parliamentary consent). With the exception of a brief phase of revaluation in the 1470s all available data on precious metal contents of the monies circulating in Central Germany point towards a more or less continued trend towards devaluation (precious metal content reduction). The petty coinage (pennies and mites) used in the cities of Augsburg, Munich, Leipzig (Saxony) and Vienna were debased by 38 per cent on average between c. 1450 and 1550; Würzburg pennies were debased in terms of precious metal content (fine silver) by ten per cent between 1472 and 1509; the Würzburg Heller (mites) were even reduced by 28 per cent within the

5 Harald Witthöft, *Die Münzordnungen und das Grundgewicht im Deutschen Reich vom 16. Jahrhundert bis 1872/72*, in: Eckart Schremmer (ed.), *Geld und Währung vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1993, pp. 45–68.

same period. In Goslar the Matthiaspfennige were reduced by 61 per cent between 1461 and 1555; the larger Matthias groats lost 72 per cent of their precious metal content between 1470 and 1548. And so on. These are mere samples of some of the regional petty currencies that had a more than regional impact at the time. Further, more systematic studies are still pending; partly the source material is too fragmented – as were the monetary authorities and regalian rights at the time under consideration – to allow more than general estimates and observations. The picture, however, is clear. Virtually all currencies in central and southern Germany were progressively debased over the course of the fifteenth and sixteenth centuries. A last violent bout of devaluation occurred in the 1620s during the *Kipper- and Wipper*-inflation. But the overall trend appears to have smoothed out as early as the sixteenth century. It was the high middle ages that had seen the most violent sprees of debasement. But financial markets were in the fourteenth and fifteenth centuries not as well-integrated as in later periods. If the precious metal content of circulating coins is interpreted akin to long-term interest rates, providing a proxy index of the “goodness” or quality of the institutional framework and security of property rights, the Middle Ages appear as a period when transaction costs must have been significantly increased compared to later periods, and the overall efficiency of the whole socio-economic system must have been rather low.

Was this process inevitable? In other words: was it akin to something like a “law” of history? The last part of chapter III traces these mechanisms on a more detailed and empirical basis, using the framework of the monetary policy of the Dukes and Electors of Saxony as a case study. In 1500 a new currency ordinance was issued in the Saxon Lands. With this ordinance, the *Leipziger Münzordnung* as it is usually called in the numismatic literature, it was attempted to implement a set of monetary reforms intended to establish monetary stability and institutional security. The key point of this currency reform was, of course, the introduction of a new large silver coin as a functional equivalent of the moribund Rhenish florin (hereafter: fl Rh). With a precious metal content of 27.4 grams of pure silver this large “silver gulden” or “gulden groat” (*groschen so einen gulden gilt*) or *Joa-chimsthaler* (dollar) as it became later known, marks the first instance of the formal adoption of a silver standard in central Germany. For the first time in central Europe the highest denomination coin would be made of silver, rather than gold. This money was to be fully convertible, meaning that no one could refuse silver gulden where the contract had specified “Rh fl” as a means of repayment (so that the creditor had no claim to gold as a means of payment, even if the original contract had stipulated “florin” in the sense of a gold coin or *Rhine gulden*). Silently the Saxon economy had thus switched from gold to a silver standard, whilst retaining the Rh fl as a basic unit of account or anchor money which the new sets of coins were tied to. The new silver florin was to be subdivided into seven *Engelsgroschen* (at 3 Zins groats, hereafter: gr) and 21 *Zinsgroschen*. The latter type of groats or *groschen* represented the common current money that had been circulating in the Saxon realms since the High Middle Ages. The slight devaluation from the old exchange rate of 20 groats to the Rh fl, which had prevailed until about 1490, to the new standard of 21 groats (*Zinsgroschen* standard) was only a

logical step. It was the official acknowledgement of a changing monetary situation that had obtained towards the end of the fifteenth century and which had seen a spree of devaluation (in terms of precious metal content reduction of the circulating penny and groats). The basic *Zins gr* was further subdivided into twelve pennies (d) in terms of money of account. The factual exchange rates of the pennies to the *Zins gr* fluctuated according to the type and fineness of the respective pennies that circulated in Saxony in these days. Some pennies that had remained legal tender in the Saxon realms since 1490, such as Halberstadt or Magdeburg pennies, were valued at only 1/16 of a Saxon full-bodied *Zins gr*. Pennies from Görlitz (at that time within the Bohemian realms) were so debased that they were admitted into circulation at the rather extremely low exchange rate of 1/20 gr. The official rate of 12 d to the *Zinsgroschen* was a mere money of account and purely hypothetical, as the Saxon mints had all but ceased to strike new full-bodied pennies after 1490. The Saxon peasant economy had to make do with a variety of old and foreign pennies of uncertain purchasing power.

As early as 1503 we find the first written complaints about an excess supply of debased petty coins in Saxony and central Germany driving down the exchange rate between the gr and the silver florin away from the target at 21 gr to the florin. Whilst all official sources, such as account books and official balances would reckon with the money of account at 21 gr to the florin, actual payments were often effected at rates well below the target rate. In 1526 for instance, Nuremberg high financier Jakob Welser the Elder complained to the Count of Mansfeld that, in order to settle a payment of 499 Rh fl he had to use silver florins which he purchased using debased gr at an exchange rate at 22 7/8 gr to the florin. As early as 1503 we find sources that document payments where up to 23 groats had been given for a florin, and complaints that the florin exchanged at *sieben Annenberger groschen und eynen tzinsgroschen vor eynen gulden gerechent* – i.e. 22 gr – such as made in 1516 were rather common at that time. Hans Luder, Martin Luther's father, settled a contract in 1507 for the purchase of a house that stipulated the payment in “gold and silver” and where no gold was to be obtained, 22 groats were to be reckoned to the florin. Again this was one gr more than the target exchange rate established in 1500. As early as 1523 the Joachimsthaler (a full-bodied silver florin struck at Bohemian Joachimsthal), which in terms of money of account should have exchanged at 21 gr, was valued at Leipzig at 22 gr. Pamphlets dating from 1530/1 even mention an unofficial market rate of 22 to 23 gr to the florin in Saxony. But it was only in 1534 that an official ordinance devalued the Saxon groat to 1/22 florin, which was an over-due adjustment by the monetary authorities to market rates that had been fluctuating around 22 to 23 groats to the Rh fl for a long time. One year later, however, sources document an exchange rate that was already one gr below the new target. In 1535 a house sale was sealed at 23 gr to the florin in the County of Mansfeld, whilst in the very same year the nunnery of St George at Leipzig has entries of some Joachimsthalers in their books that exchanged at 24 gr, or 2/24 above the legal official (1535) target rate. A coin exchange rate of 1/24 Rh fl/gr seems to have been common in the later

1530s up until 1542, when it was for the first time officially fixed at that level in a new monetary ordinance.

The new monetary ordinance of 1500 had a long history (path dependency). Since the High Middle Ages Saxon minting and 'monetary policy' had taken place within a wider global or proto-global matrix. John Day has identified several phases of acute silver shortages across north-western Europe which led to repeated bouts of devaluation and debasement in the monetary sector (in the commodity sector of the economy the silver shortages led to deflation in the overall price level of the economy). Between 1405 and 1454 the *Schildgroschen* of Saxony, the main nominal minted for everyday transactions, was debased from 1.89 grams of pure silver to only 1.14 grams of silver. After a temporary revaluation of the groats back to 1.6 grams (1474) a further devaluation/debasement took place. In 1477 the *Spitzgroschen* (as numismatists label this particular type of groats of the 1470s) only had a precious metal content of 1.43 g silver. As in France, Flanders and most other parts of contemporary Europe, the Saxon mints literally dried up.

One of the (given the circumstances rather misgiven) consequences of the acute silver shortage of the 1440s and 1450s was the experiment to create a divisional currency or token money. Between 1441/1451 and 1457/60 two sets of groats (groats) were admitted into the monetary circulation in the Saxon realms. The Horn groats and Spitz groats (two consecutive sets of Saxon groats intended to have the same purchasing power), which were full-bodied and exchanged at 1/20 against the Rhenish florin, circulated alongside debased groats that exchanged at 1/26 against the Rhenish florin. As the latter were equal to the full-bodied groats in terms of face value and even physical appearance they were sometimes hard to discern from the 'good' money (and one does not have to be Marxist in either ideology or approach to see that this was exactly what they had originally been intended to be). Yet the debased token groats were not legally convertible, and accordingly whenever possible the public refused to accept the debased groats as current money and opted for full-bodied coins instead. The prevalent monetary standard and political economy of the day, which was still heavily influenced by Scholasticism and the medieval scholars' value theory of money (which derived the purchasing power of coins from their intrinsic, not their face value) saw no room for a general acceptance of a divisional currency, and the token money experiment appears to have been abolished in Saxony after 1460. However, as not all of the token coins were smelted and reminted subsequently (when the token money experiment was abolished), some of them still appear to have circulated as late as the 1490s, when a tax assessment within the city of Altenburg in Thuringia (Ernestine Saxony) for instance still referred to *Inname Geschoß von der Markg 3 gr. hohe Müntze*, allowing the speculation that "low coins" or *Beiwähr* (literally: by-currency), as the token money of the 1450s had been called colloquially, still circulated here and there.

And then came a set of monetary reforms which bear out a clearly-formulated intent to create a hard currency area in the Saxon realms with a sound and stable currency based on a silver standard that would have guaranteed the level of stabil-

ity and security of expectations needed by an economy that was growing, not only on the grounds of the general population increase of the day (which had set in in the 1470s) but also in terms of the structural change and transformation processes in the wake of the new silver discoveries in the mines of the Erzgebirge mountains. First of all, the new main or leading coin was established as the Zinsgrotschen (literally “census groats” meaning that this was the officially and universally accepted means of payment for taxes, customs, excise and feudal dues). These groats contained 1.29 grams of pure silver and were intended to exchange at 1/21 Rhenish florin. The next nominal would be the Engelsgrotschen, a higher type of groat at 3.92 grams of silver which officially exchanged at 3 Zins groats (1498, see above/introductory section). The last and final step was the cornerstone of a profoundly altered understanding of money and currency, when with the Leipzig monetary ordinance of 1500 the first large silver groat (or “silver florin”) was created in central Germany which exchanged at exactly one Rhenish florin. With that date, the minting of gold florins ceased (some were minted in around 1498 for payments on the Leipzig fairs).

It is clear that this switch from gold to silver was the result of the (first) boom in Saxon silver mining that had run its course from the 1470s onwards (this boom focused on Annaberg-Schneeberg; the second one unfolded in the 1540s and centred on the Marienberg district). Even though not all of this silver went through the Saxon mints, this must have represented a gigantic increment to central German monetary stocks (M0). In terms of minting costs and minting efficiency the monetary authorities had realized the growing inefficiency of the process of limiting monetary policy to groats (at 21 or 20 against the florin that is) as the highest full-bodied silver nominal in circulation. They clearly also realized the potential chances for monetary stability in those realms that were so well-endowed with base money (silver). As the costs of minting a coin normally decrease proportionally to an increase in face value and weight (see above) the growing amounts of base money that became available to the authorities in the wake of the mining bonanzas of the 1470s and 1480s would have made the introduction of a silver florin equivalent to the gold florin in terms of purchasing power almost by definition necessary.

Furthermore the option of disposing of large quantities of native silver at their own discretion, being the result of a comparatively strong political-institutional position of the Albertine and Ernestine rulers of Saxony (regalia and Seigniorage) would have allowed the Saxon duke and elector to pursue a policy that traded in monetary stability in exchange for repeated waiver of Seigniorage. It can be attested from contemporary documents that this is exactly what Saxon rulers had in mind on the eve of monetary reforms in the 1490s when they at times deliberately refrained from gaining any profit out of the mints. Even after 1500 the Saxon rulers frequently released additional quantities of regal silver on to the market and into the mint without charging the range of extra profits (Seigniorage) that would in theory have been due to them (and which most of the other contemporary rulers of their time usually did charge). In combination with the fact that in Saxony much more silver directly went through the Saxon mints than in Tyrol, Mansfeld

(and from 1518 onwards Bohemian Joachimsthal) it is clear that per capita supply of base money (M0) was undoubtedly higher in Saxony between the 1470s and 1530s than anywhere else in the German empire at that time.

Two further aspects increasing monetary stability came to work. First, the Ernestine (Elector) and the Albertine (Duke) territories of Saxony carried out their silver mining and monetary policy jointly since 1485. With the exception of only a few years in the 1510s and 1530s Saxon coins within both territories corresponded to exactly the same monetary standard in terms of intrinsic value/precious metal content, as well as types of coins/nominal minted. De facto this created a large and fairly comprehensive 'currency union' in central Germany. Secondly, both the dukes and the elector actively followed a policy of hegemony, establishing claims of suzerainty on a wide number of adjacent territories and noblemen that lay formally outside the Saxon boundaries, such as the Counts of Schwarzburg, Stolberg and Mansfeld, or the Mainzian city of Erfurt. Their claim of suzerainty in certain key sectors, such as monetary policy even extended to Mühlhausen and Nordhausen – nominally these were Imperial, i.e. free cities that answered only to the Emperor. The Saxon rulers were by these standards enabled to 'export' their monetary philosophy – hardness and stability of currency – across their own territorial borders and thus dominate monetary policy in a wider central German area.

This was, however, to no avail. And that is the surprising – and in a sense characteristic – insight that may be gained from the monetary history of central Germany at the dawn of the modern age. As noted above the increasing permeation of Saxon monetary circulation gradually led to a depreciation of groats – both Saxon Zinsgroschen (full bodied groats), as well as other groats from the counties of Mansfeld, Stolberg and Schwarzburg, the bishopric of Magdeburg (whose residence on the Moritzburg at Halle was only about ten kilometres away from Albertine fair city of Leipzig), the Margraves of Brandenburg – against the Rhenish florin in the 1500 to 1534 period and beyond. This erosion of monetary standards came with territorial fragmentation. Wherever territories lay dispersed, intermingled and jurisdictions overlapped (which was true in most cases in pre-modern Germany), and wherever people were engaged in inter-regional exchange – which by our modern definition would have been equal to proper foreign trade as these were all formally or semi-formally independent 'countries' – spontaneous debasement was a somewhat continuously expectable phenomenon. And wherever it became predictable it became a structural phenomenon over time. Debates and arguments about foreign coin and debased moneys were frequent and almost belonged to the political 'canon' of the day. A lot of day-to-day administration and legislation dealt with currency issues of re- or devaluation and repeated adjustments to a continuously changing composition of cash balances – of which a dynamically decreasing share was represented by full-bodied coin.

As early as 1503 Leipzig City Council commenced with the charge of an *agio* (premium) on payments in coin or current money any other than silver or gold florins. In 1505 groats minted in the imperial city of Goslar were subject to renewed debate, as they *mer und mer wer in die lande gebracht* – the authorities

said (i.e. these coins, as the document claims, had been brought into the country in increasing amounts). The coins from Goslar barely had half the purchasing power of full-bodied Saxon coins, yet they were still widely accepted in payments, which according to the same document would have gradually displaced the full-bodied groats by means of spontaneous debasement. In 1507 it was debated whether or not Märkische groats (groats from the Margraviate of Brandenburg) which had initially been admitted into Saxon monetary circulation were to be prohibited or devalued. Initially they had been admitted at 8 d, but were now debased; the final verdict was in favour of devaluation (to 7 d), as an outright prohibition was not considered very effective. In this regard the monetary authorities were apparently right, as the history of the following decades shows. Complaints about an abundance of debased coins peaked in 1511, when a new currency edict was issued. Apart from the debased *Märkische* groats (which were formally valued at 7/8, i.e. with a 1/8 discount), *Mansfelder* groats were discovered to be underweight by 25 per cent, leading to a corresponding devaluation in the same order. It was discovered that the old Saxon pennies of the pre-1490 era were still in circulation but now so debased and worn down that they would have corresponded to 12/22 Saxon d at their very best. This would have made them worth only about 55 per cent of full-bodied pennies; they were prohibited accordingly. But one year later the Saxon rulers complained *that vñßer Lauen pfenning in grosser anzall in vnser vettern vnd vnsern furstenthumb vnd landen noch vorhand sein, die in solcher Zeit, der Wenige halben, nicht haben umbgeschlage möge werden*. The old debased *Lauen* or literally Lion's Pennies were still circulating and widely accepted by the public. Here the whole tragedy and powerlessness of medieval and early modern monetary policy in the context of inter-regional exchange and open economies with competing stocks of money are laid bare. It had not been possible to confiscate and remint all of the old penny coins, as the public had to resort to some money in the penny and farthing segment, after all, when it came to small transactions. They had to make do with what was available, even if these pennies and mites were in the 1520s a human generation old. There is every indication that the public used the old debased coins as a kind of token money, which was nowhere regulated in any of the official documentation. People simply used these coins, at a heavy discount clearly – and this is what made the good sorts of coins appreciate (Sargent and Velde's *big problem of small change*).<sup>6</sup> As the focus of Saxon minting in the post-1500 era (in terms of value share in total output) was on the base and medium groats segment (Zins groats at 1/21 Rh fl and Engels groats at 3 Zins groats or 1/7 Rh fl) monetary authorities showed a marked disinterest in the minting of small change, such as pennies (that should have, i.e. had they actually been minted) exchanged at 1/252 Rhenish florin and the *heller* (~mites) which should (again one must add: had they actually been minted as intended) have exchanged at 1/504th part of one florin.

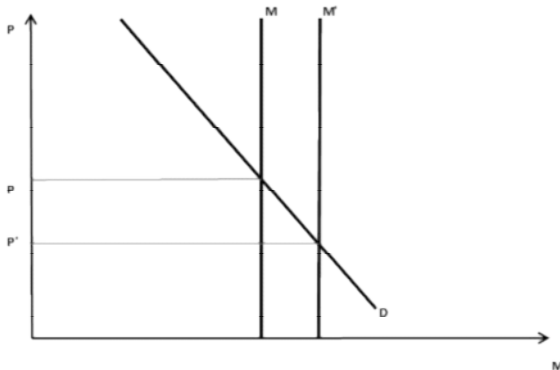
6 Thomas J. Sargent / François R. Velde, *The Big Problem of Small Change*, Princeton 2003 – something that goes back to Carlo M. Cipolla.

These negotiations and re-negotiations took place continuously in the period under consideration. Very often, after 1511 almost once every year, the monetary authorities gathered the regional mint masters and other experts who were required to take representative samples out of the coins which at that time were in circulation in Saxony. Whether or not these coins were prohibited before did not really matter, as people usually did not care too much about prohibitions. With an astonishing degree of regularity – one may say that the debates and ‘discourses’ about coins were endless – new edicts were issued, new coins were introduced, old coins valued or re-valued (in case there had been an appreciation). And whilst the Albertine policy was, in the years between 1511 and 1515 usually in favour of strict prohibition of debased (foreign) coin, the Ernestine directive mostly opted in favour of admittance-cum-devaluation. This clearly was a more realistic attitude. And occasionally, as borne out in the Saxon ‘pamphlet war’ of 1530/31 when precisely the same issue was debated, the ‘Ernestine’ expert opted in favour of flexible monetary policy, accepting principally variable precious metal contents of native coins as a tool of economic policy. Debasement-cum-devaluation of one’s own or native money, the ‘Ernestine’ speculated, may be useful in terms of stimulating economic development via increased exports in times of crisis. This was a rather modern insight, common in modern economic textbooks and more or less successfully applied in countries like modern-day China, but in the 1530s still fundamentally at variance with scholastic economic thought. Regarding the intrinsic value of coins, the medieval scholars in the wake of Oresme had always maintained that the manipulation of currency, particularly debasement/devaluation – apart from times of acute political danger and distress of the ‘common good’ – was effectively to be considered a form of usury.

As early as 1515 a Saxon currency edict stated that the prohibition of foreign coins, such as the debased groats from the Counts of Mansfeld or the Margrave of Brandenburg could not possibly have worked given the macro-political and economic geography of these times. It said that the 1511 edict would not be adhered to by the public. Instead one should acknowledge this basic fact and simply admit the Mansfeld and Brandenburg debased monies into Saxon circulation at a discount (devaluation): *Graüen und stete müntz, so in vnserm lande gelegen, die sich an korn un schrote mit vnser müntze vergleichen vnd von vns vormals auch zügelassen, desgleichen die merckischen vnd Mansfeldischen Groschen*, the document said. This was a full-blown capitulation, given the ambitious nature of the “new” currency or monetary paradigm which the Saxon duke and elector had been trying to implement by the monetary reform of Leipzig in 1500 (see above). At that time an exchange rate of 22 groats to the florin had already become widely-acknowledged economic reality, although nowhere officially fixed until much later (1534). Later attempts at renewed prohibition especially of Mansfeld and Märkische groats, for instance in 1518, failed badly. In 1521 Magdeburg groats, alongside groats from Stolberg, Mansfeld and Schwarzburg were re-admitted in Saxony at face value, even though at least the bishops of Magdeburg and Halberstadt openly struck coins that fell short of Saxon standards – with which to comply they had bound themselves in a run of obligations and treaties – by 22 per

cent. And when, in 1519 Saxon authorities would admit Mansfeld and Halberstadt pennies into Saxon circulation at face value, even though their debased nature was widely acknowledged, this was a further proof of the fecklessness of any attempts at creating monetary stability and adherence to basic rules of a sound monetary policy in these times and spatial circumstances. Acknowledging such pennies at face value was a strike in the face of anyone who had a last remnant of trust in a safe and stable currency. Admitting these pennies at face value simply meant one did not really have to bother about monetary stability or issuing any edicts that would be even marginally more worthy than the paper (or parchment) on which they were written.

On and on the complaints went. Repeated processes of negotiation and monetary discourse set in. The same sets of problems were known later on, leading to a temporary disintegration of the currency union in the later 1520s and the ‘pamphlet war’ of 1530/1. In slightly more formal, crypto-theoretical terms, what happened on central German money markets in the early 1500s may be circumscribed metaphorically using the following figure:



Let  $P$  represent the ‘target’ exchange rate of the Saxon groat against the Rhenish florin – i.e. the rate fixed in the ordinances and edicts. Now assume that a larger-than-desired quantity of ‘foreign’ underweight groats is coming into circulation within the Saxon currency area, due for instance to an import of debased groats from Brandenburg to be used for payment on the Leipzig fairs or other market (which is a realistic scenario inasmuch as this was frequently complained about). This will increase the total supply of groats – Saxon as well as others – over demand, thus driving down the exchange rate from  $P$  to  $P'$ , leading to a depreciation of groats in terms of Rhenish florins. Spontaneous debasement will decrease the purchasing power of all types of groats, as payments will usually be made up of a mix of native and foreign, old and new coins, the precise intrinsic value of which cannot be determined for each single coin any more. The taker of the sample of coins handed over will either have to accept them at face value, or – which is the economically more sensible option – accept them at a discount due to the inherent risk these coins bear in terms of reduced utility as a store of wealth. That is merely the other side of the same coin.

Thus, we can use the Saxon monetary history around 1500 as the basis for a historical or controlled experiment. After all, the Saxon lands remained by and large spared of all the medieval peasant uprisings for which the German lands became (in)famous between c. 1450 and 1526 (with the exception of the peripheral fringes of the Wettin lands in modern-day Thuringia which were involved in the Peasant's War of 1524–26). Institutional security was high, property rights were (comparatively) safe and secure, and transaction costs low compared to many other contemporary German proto-states. If there was any sovereign or monetary authority in the German Empire around 1500 that would have been able to implement a 'hard' currency standard and maintain monetary stability, the Saxon Dukes and Electors would have been it. The second-largest silver mines of Europe, the mines in Tyrol, lay in the Lands of the Austrian Arch-Dukes who had given away most of the silver yields to the larger merchant bankers of Augsburg and Nuremberg as collateral for massive advances of credit and loans. Charles V was crowned Habsburg Emperor in 1519 having to borrow the insane sum of more than half a million florins from the Fugger Company and other merchant-bankers of Augsburg in order to pay out the financial bribes to the Electors, virtually giving away the yearly silver yields from the Tyrolean mines in eternity as a collateral. That silver left the Austrian lands as quickly as it came out of the mountains with virtually no chance to enhance the money supply in the Habsburg-Austrian dominions. If a strong and sound monetary policy, manifested in fixed exchange rates of the several denominations within one particular currency (for instance: groats to the florin or pennies to groats) was impossible in Saxony, it was impossible in any other state of contemporary Germany.

Now, what consequences did this continuous – and sometimes progressive – erosion of the monetary standard, which was particularly marked in the small change segment, have on society and economy at large?

#### CHAPTER IV

Chapter four argues that the relatively high rates of debasement of the fifteenth and sixteenth centuries were mirrored in a significantly increased number of complaints about bad or 'evil' coins. Such complaints or *gravamina* had been known since the High Middle Ages; they would not cease until the monetary reforms that came with political re-unification of Germany in 1871. In a way coin debasement represented a long-run structural continuity. Accordingly complaints about debased coins were heard at literally all ages between c. 1300 and 1900. However, the combination of debasement (devaluation) with incidences of major revolts – where complaints about bad coins played a major role – only really became prominent as a discursive phenomenon and general socio-economic problem in the *Wendezeit* era between c. 1460 and 1526.

Suffice it to cite but a few examples. A combination of poor harvests (1456–9), rising taxes (1458/62), but above all the drastic coin debasement of 1458/60, when the exchange rate of the Salzburg penny against the Hungarian florin col-

lapsed from 1/270 (1457) down to 1/3686 (1460) within just three years, led these areas into one of the larger late medieval uprisings. In an unlikely alliance peasants, knights and burgers issued their complaints to the Archbishop, where they *inter alia* lamented upon the premium (*Aufwexl*) charged on tax payments made in coins other than gold florins (at a nominal parity of these coins). In the very same area peasant uprisings remained a latent phenomenon until the Peasants' War; currency re-occurred on the public agenda, in complaints and petitions more or less regularly. In 1504 the peasants of Upper and Lower Thurgau for instance moaned about a shortage of good coin, such as the comparatively stable (in terms of their silver content) Prague / Bohemian groats. Especially the *Rollebatzen* of Constance (debased groat-type coins) were complained about, as they allegedly were not only heavily underweight, but also so un-standardized in terms of their precious metal content. In some areas they were given at 11 pennies, in others taken at 12, so that any regular transaction in this area using this type of coin bore an inherent risk of loss on the exchange against other local or regional moneys due to the uncertain precious metal content of these Batzen. Their inconvertibility and dubious currency standard resulted in the fact that even minting officials (*Münzwardeine*), called upon in 1522/3, felt unable to set an official money rate of these Batzen against other coins circulating within the southern/upper German/Alpenland economic region. Uttering of economic distress with particular reference to monetary issues continued within the Alpenland area. During the Solothurn uprising of 1513/14 the peasants of Büren set the currency issue on pole position on their agenda. In these areas, at around the same time, coinage and currency issues now also entered the agenda of the territorial Diet, after they in 1495 had been first (yet without effect) raised on the imperial level (Imperial Diet). And finally, in the Peasants' War in 1525, the Articles of the city of Meran asked that "good coin" be minted in the area again. The peasants of Meran asked to abolish the premium on payments that were not made in gold. Both are indications that the area had recently experienced at least a relative shortage of current ("good") money, especially since the Hall mint had been closed down; it was asked that "the poor, illiterate common man no longer be burdened with bad, foreign coins."

As soon as interregional trade and the degree of market integration intensified, regions connected by trade and payments quickly became subject to "Gresham's Law" or spontaneous debasement, in a way that token coins and billon tended to drive out the larger ones that had a higher precious metal content at nominally equal face value, even within "hard currency zones", or where "good" coins (with a high and over time relatively stable precious metal content) had initially been minted. Large shares of the economically active population experienced increasing difficulty obtaining good coin for transactions such as market sales, payment of tithes and taxes etc., having to rely on a highly inhomogeneous mix of regionally different pennies and groats instead. As these were liable to considerable inter-regional and inter-temporal variance in terms of their precious metal content and thus money/exchange rate against other local and regional moneys, this led to a considerable degree of monetary uncertainty. This in turn increased transaction costs and lowered total factor productivity. This problem can be traced long

before the actual Peasants' War. In 1511 for instance the peasants of Kammer and Kogl (Austria) complained that whereas they had to pay taxes in good coin, convertible current money (usually gold or lesser coins charged with a premium) by statute, they yielded the lion's share of their monetary income in "low", i.e. token coins, such as pennies and farthings with a high content of base metal, which, if they were used in the payment of taxes in lieu of gold, had to pay a premium over their nominal value. Only a few years later, during the "Poor Conrad" in Württemberg, the first veritable peasant revolt in the sixteenth century, the peasants of Elchesheim and Steinmauern (Baden) uttered in 1514, that they were denied the right to pay taxes in "commonly used coin of the area" by the tax collectors, and that in order obtain good money to pay taxes in time and in gold, they had to take considerable logistic efforts. The differential monetary standards (payment scenarios) prevailing even within one relatively homogenous economic area, e. g. between princely and peasant income: one in gold, the other in token silver and billon currency, thus increased transaction costs of the whole (agricultural) production process, as they pointed out. A similar scenario obtained in adjacent Steinmauern and Gaggenau. Whilst the peasants were paid for transport services in a variety of local pennies and groats, the Margrave of Baden insisted that taxes be paid in gold florins – so the peasants complained in 1514. The fact that the Margrave had minted both gold florins, as well as token coins, but would not accept the latter when it came to tax payments is not an irony but an inbuilt mechanism of German history in the later middle ages and early modern age. It was result of a deliberate decision: differential payment scenarios (or "spheres of economic activity") had obviously been created (see below) in order to solve a theoretically unsolvable problem or fiscal paradox.

During the Great Peasants' War (1524–26) these complaints or general awareness of bad coinage appears to have been spread more broadly. The peasants of Eltmain and Münnerstedt (Bishopric of Würzburg) for instance lamented upon the same problem the Baden peasants had raised during the "Poor Conrad" already: they were urged to use gold or "high" coin (florins or good groats) for the payment of seigniorial dues, whilst the bishop had not minted any recently. They asked that the dues (*Bethe*) be collected "as in the olden times", and that "money, such as is current and commonly used, and with which wine and bread have always been paid, and with which the common man is usually reimbursed, be used for the payment of taxes as well." A similar complaint about differential currency standards and payment scenarios comes from the peasants of Fürstenberg. In Central Germany the denizens of the city of Schleusingen (County of Henneberg-Schleusingen) in their complaints (1525) asked for the local currency, which had been liable to considerable debasement recently, to be re-set according to Saxon standard (the Saxon Dukes and Electors were their feudal overlords and formally, yet not factually, entitled to set the monetary standard for this area). The peasants of Appenweier complained about the proverbial double standard set for proceeds from market transactions (mainly in bad coin) and payment of tithes and taxes (1525). The miners of Joachimsthal complained about the massive export of silver and good *groschen*, by which they were disadvantaged, obviously due to their

wages being paid in “bad” coin. Workers in the Thuringian copper mines and Saiger huts were likewise systematically disadvantaged, as their wages until the 1550s were mostly (to 75 per cent) paid in token coins – pennies and groschen of dubious silver content. As early as 1511 they had asked for stable coins to be minted in the County of Mansfeld (where the works and huts were based mostly), so that their “wages be paid in money yielding up to the same standard as the silver they were minting and that was carried forth on a daily basis, and that bad foreign coins be taken out of circulation.” From the Saxon realms, where the silver florin minted from 1500 onwards was fixed at 21 tithe or Zins groats by statute, a growing number of documents testifies to a systematic devaluation of the circulating groschen and a persistent variance from the 1/21 florin money rate. As early as 1503 there are indications of a market rate of 22 groschen to the florin in certain transactions. The agreement forced upon the defiant peasants after their surrender by Michaelstein Friary in 1525 took a market rate of 22 Zins groats for the florin in the retribution payments. The Count of Schwarzburg likewise used this market rate, thus effectively charging a premium of 1/21 fl on retribution payments made in “bad coin”, although the official money rate of the Zins groschen at 1/21 Rh fl was still statutory law.

Even the greater utopian agendas directed at an imperial reform, the Articles of Friedrich Weigandt (1525), the Heilbronn Reformation (1525) and Michael Gaismayr’s Constitution (1526) each continued several articles dealing with monetary unification as a matter-of-course. They inter alia intended establishing a uniform imperial currency standard, by prohibiting the export of silver and abolishing all territorial and local mints, thus creating a stable and standardized imperial currency with a high intrinsic value. This shows how prominent – and unsolvable – the problem of monetary uncertainty resulting from an extremely fragmented monetary system really was in 1525. It had become part of the really pressing agenda on an imperial level (together with Luther’s Reformation).

## CHAPTER V

This chapter puts the whole evidence in context between theory and evidence and draws the argument to a close. The monetary system within the German Empire was fragmented at least in two ways: (1) as a result of the territorial fragmentation, where each of the sovereign princes, states and entities (*Reichsstände*) had obtained the regalian right to mint their own coins; and (2) the general double standard prevailing within most of these entities, i.e. the parallel minting of current (convertible moneys) and token coins the use of which was limited to certain types and amounts of transactions. In order to provide the local and regional economies with means of exchange sufficient to meet the demand for cash balances of the population, most of the German princes without or with only little precious metal reserves were forced to progressively reduce the precious metal content of the circulating moneys in order to raise or keep constant the nominal amount of money in circulation. By accepting these token coins for tax payments

they would have lowered their income over time, as taxes were usually fixed in monetary terms. Thus princes and rulers had to make sure that a certain amount of convertible or “good” coin – until the 1480s mostly gold florins – were minted alongside the token coins, effectively creating a parallel monetary standard. “High” coinage, convertible and usually based on gold florins, coexisted alongside “lower” token monies (farthings, pennies, groats) that were inconvertible and often tied to specific uses and thus excluded from specific transactions.

There thus existed several layers of payment or ‘monetary zones’<sup>7</sup> in pre-modern German society and economy. Full-bodied high purchasing power coins, such as the Rhenish florin (which at that time made itself seen less and less frequently) and good (high-value) groats or *batzen* (a southern type of groat) were used mainly by those social classes whose incomes and desire for money to hold required or allowed them to draw on ‘good’ money for their transactions to an amount and degree of regularity not experienced by the lower classes. The latter were, whenever their activities reached beyond pure subsistence and on to the market, much more reliant on pennies, *heller* (mites) and other petty coins, i.e. coins that were much more likely to be debased in the near future than full-bodied current money.

This should not have represented too much of a problem within a world where everybody remained stuck in their ‘normal’ or habitual transaction zone. Many economic transactions in English villages, as suggested by the work of Schofield and Briggs, may have been carried out using no money at all. Petty debts relating to a few shillings were recorded in manorial rolls, leaving the impression that this was – rather than pure “credit” – more a means of effectively establishing a “cashless payments economy” in the countryside in times of acute coin shortage.<sup>8</sup> Even though no research has been done on the German Empire in this regard, it seems likely that similar scenarios could have obtained here, as well. But wherever the monetary zones or transaction layers became hybrid and inter-linked, problems were bound to arise. Whenever feudal superiors asked for their dues to be paid in current or good money – which was their perfect right to do – peasants who had none or only deficient supplies of full-bodied current money had to resort to what their economic activity over the year had yielded them. As you don’t get *thalers* when selling a hen, naturally their transactions mostly extended to the penny-and-mite-realms. Whenever feudal superiors accordingly accepted debased coins at a discount, increasing the ratio or ‘exchange rate’ of the full-bodied coins beyond the officially fixed exchange rate as a means of insuring against risk of devaluation, the peasantry would feel disadvantaged and discriminated against. This was one of the characteristic, and as yet only poorly documented, conflict zones of

7 David B. Hollaender, *Money in the Late Roman Republic*, Leiden et al. 2007, pp. 1–15, 87–89.

8 Ian Blanchard, *Mining, Minting and Metallurgy in the Middle Ages*, 3 vols., Stuttgart 2001–2005, vol. 3: *Continuing Afro-European Supremacy, 1250–1450*, Stuttgart 2005, pp. 1089–1107. More critical on this re-interpretation is: Phillipp R. Schofield, *Credit and its Record in the Later Medieval English Countryside*, in: Rössner (ed.), *Cities – Coins – Commerce*, pp. 77–89.

pre-modern German society. It was similar to a prisoner's dilemma, which could only be solved by making at least one of the parties involved worse-off. (The perfect solution would have been a currency reform and currency union for all parts of Germany, where everybody struck exactly the same coins of the same intrinsic value and no negotiation of exchange rates between coins of the same face value were necessary; a scenario that had to await the unification process of the 1870s).

In a dynamic perspective, i.e. seen over time, this turned out to be a self-perpetuating mechanism. Remember that the share of native monies did not normally exceed a humble share in monetary circulation anywhere in the German empire at any one point in time, as numismatists have established from coin hoards and balance sheets documenting the composition of the monetary stocks. Now, whenever a prince, count, duke, abbot, imperial city, or any of the other 'monetary authorities' in fifteenth- and early sixteenth-century Germany gave out full-bodied coins that circulated alongside older and foreign debased coins a process of *spontaneous debasement* (better known colloquially as 'Gresham's Law') would set in. As Munro and many others have shown, debased coins have a much higher velocity of circulation than full-bodied coins, meaning that the former will not be used for treasure but put into circulation wherever and whenever possible, so as to minimize the risk of asset depreciation (because, if that money is used as a store of wealth it will be a very poor and unstable one). Accordingly this velocity differential will over time lead to a depreciation of petty coins in terms of good coins (money or coin exchange rate), as the debased petty coins are simply more often "on the road" than the larger items. Whenever an area or territory is open to exchange with the wider world, be that within or outside the German empire, foreign coins will stream in and out of the country quite freely through the intermediation of the inter-regional money market (usually represented by money changers, merchant-bankers and mint masters). These actors will, provided they act rationally and are perfectly symmetrically informed about market conditions, demonetize coins with a higher intrinsic value and make debased coins (of equal face value) circulate in the economy instead. It is clear that wherever there is foreign or inter-regional trade and commercial exchange (open economies) that this process will extend even to those realms where initially a high-value stable currency has been issued. After a certain period of 'germination' foreign debased coins will enter the 'hard currency areas', gradually replacing the set of full-bodied high-value coins with debased coins of equal face value but with a reduced precious metal content.

In this way spontaneous debasement acted as the 'great leveller'. Whenever there was bad money, especially bad petty coins and debased small change, this process was bound to spread spatially fairly quickly, i.e. within months after each new issue of coins that came out of the mint. The Saxon realms, where clearly one of the 'hardest' currencies was struck in the later fifteenth and early sixteenth century, are a good example of this. The social costs of this were enormous. In virtually every major uprising of the time, commencing with the two Austrian peasant risings of 1458/62 and running through to the 'Great Peasants' War' of 1524–26 'bad' – i.e. debased – currency played a role and was officially complained about

by the insurgents. Handling coins of different specimens and weight increased risks of asset depreciation, as well as losses in transactions where there should have been none – losses that arose purely from using market exchanges for coins of different weights and value which very often deviated from officially fixed ‘exchange rates’. Whoever was to be found on the weaker side of the deal was prone to call these things by their real name: usury. Even Luther likened these practices to the mortal sin of usury. From 1495 onwards these complaints, which had initially been regional and had found their way on the agenda of the parliamentary sessions (estates) in some of the larger territories where government was shared between prince and parliament (such as the Austrian lands, Württemberg or Hessen), finally made it on the agenda of the Imperial Diet. From now on currency issues remained a topic on the highest administrative level. It was not until 1524, however, that the first Imperial Currency Ordinance (*Reichsmünzordnung*) of 1524 was issued, by which a standardized currency should be created for the entire empire (an attempt which remained entirely futile).

But it is clear that these different standards or coin exchange rates that deviated from official rates also increased the time spent on bargaining. Coupled with the losses on the exchange where there should have been none, really, this increased the level of uncertainty, as well as the costs of bargaining, preparing and carrying out sales and transactions. In other words, the fragmented monetary standard significantly increased transaction costs and in this way contributed to an increasing complexity of daily life and economic inefficiency. Money is a means of exchange, transfer and storage of wealth which connects individual actors and leads to an increase in terms of economic integration via market exchange and sometimes Smithian growth (division of labour, monetization). Stable currencies safeguard stable property rights; unstable currencies increase inherent risks of loss of capital. When coins are debased, trust levels decrease; investment plans may be postponed, as chances and rates of repayment become lowered. Debasement usually leads to an increased incidence of law suits and arguments over contracts fixed before debasement/devaluation (rents, asset transfers; property sales). Whenever a specific type of coin has been specified for (re)payment within a particular contract within a society that derives the purchasing power of money (coins) from its precious metal content, a change in the precious metal content (devaluation or revaluation) will alter the value of the respective financial streams and claims on property and capital. In the same way as low interest rates reflect low transaction costs, a lower long-term rate of debasement (devaluation) will signify to the economic actors a somewhat safer and more stable economic environment. Thus, transaction costs will also be low and the system’s efficiency ‘high’ when devaluation/debasement rates are low.

In this way the fragmented and weak monetary standard, coin debasement and devaluation contributed to macro-economic inefficiency, barriers to economic growth, multiple scenarios of socio-economic asymmetries, imbalances and exploitation – and occasionally, certainly not as the main but certainly as a major factor to the decisive event that changed the face and appearance of early modern Europe: the Reformation.



## TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle I.1: Kovarianz oder Korrelation? – Aufstände und Geldentwertung, 1400–1525 .....	19
Tabelle II.1: Steueraufkommen und städtischer Verbrauch (Marburg): Die Konjunktur, 1450–1570 .....	119
Tabelle II.2: Verkaufspreise für importierte Gewürze, 1513–1522 .....	248
Tabelle II.3: Preisgefälle Gold-Silber-Ratio Europa/Asien, 1500–1590 (Näherungswerte) .....	268
Tabelle II.4: Silberlieferungen in die Portugiesische Münze (Casa da Moeda, Lissabon), 1517–1524 .....	280
Tabelle II.5: Silberlieferungen deutscher Kaufleute in die Casa da Moeda (Mark) .....	286
Tabelle II.6: Silberreviere: Anteile und Exportquoten 1496/1525 .....	306
Tabelle III.1: Sortenkurse und Feingehalt (g Ag) ausgewählter Pfennigwährungen im oberdeutschen Raum, 1441–1493 (offizielle Münzwechselkurse) .....	323
Tabelle III.2: Entwicklung von Münzgewicht und Feingehalt der württembergischen Pfennige und Heller, 1472–1509 (in g Ag fein) .....	327
Tabelle III.3: Entwicklung im Feingehalt der Goslarer Groschen und Pfennige, 1440–1555 (in g Ag) .....	328
Tabelle III.4: In Sachsen umlaufende, legale Sorten als Zahlungsmittel (1490, 1511, 1521) .....	381
Tabelle III.5: Mittel- und süddeutsche Münzstände um 1500 .....	389
Tabelle III.6: Städtewachstum und Urbanisierung in Sachsen .....	418
Tabelle III.7: Produktivitätswachstum (Saatproduktivität) im Amt Leisnig, 1460–1500 .....	421
Tabelle III.8: Zahlungen bei Rentenkäufen bzw. Rentenverkäufen der Stadt Leipzig, 1471–1528 .....	444
Tabelle III.9: Silbergehalt (g Ag) und Kurswert (KW) der Meißner Groschen, 1405–1496/1500: Der lange Weg zum Zinsgroschen .....	458
Tabelle III.10: Die Nominalstufen nach der Leipziger Münzordnung (1500) .....	462
Tabelle III.11: Die Struktur des Bargeldbestandes des Leipziger Rates, 1500–1530 .....	480
Tabelle IV.1: Hypothetische Erlösstruktur, Roggen (1500–1526) .....	496
Tabelle IV.2: Geldstufen sind Tauschsphären .....	498
Tabelle IV.3: Beispiele für Jahreseinkommen in Geld, Oberdeutschland (Städte), um 1500 .....	502
Tabelle IV.4: Silbergehalt des Würzburger Denars (g Ag Feingewicht) .....	630

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung I.1:	Geld im Zeitalter der Renaissance: ein einfaches ‚Modell‘ ....	35
Abbildung I.2:	Entstehung sozio-ökonomischer Asymmetrien durch schichtenspezifischen Geldgebrauch (schematisch) .....	48
Abbildung I.3:	Der ‚Trade-off‘ zwischen Münzgeld und alternativen Zahlungsmitteln .....	82
Abbildung II.1:	Zahl der im jeweiligen Jahrzehnt in Deutschland (Bundesrepublik) vergrabenen Münzschatze aufgrund der Schlussmünze (1400–1600) .....	99
Abbildung II.2:	Roggenpreise (real) in München, Nürnberg und Augsburg .....	127
Abbildung II.3:	Das Preisniveau in Ober- und Mitteldeutschland und die Silberförderung im Erzgebirge (1500 = 100).....	128
Abbildung II.4:	Die Krise der Reformation (Schema).....	160
Abbildung II.5:	Sebastian Brants <i>Narrenschyf</i> , XV. <i>Von narrechtem anslag</i> : Angeschobene Investitionsvorhaben und säumige Zahlungsmoral? .....	214
Abbildung II.6:	Luthers ‚Geiz‘: Anzeichen einer Kreditklemme? .....	226
Abbildung II.7:	Schematische Entwicklung der im Reich verfügbaren Münzsilberbestände.....	251
Abbildung II.8:	Zahl der an deutsche Kaufleute vergebenen Privilegien (bzw. mit deutschen Kaufleuten geschlossener Handelsverträge der portugiesischen Krone), 1400–1800 ....	262
Abbildung II.9:	Gewürznelkenimporte nach Europa (Jahresdurchschnitte, Tonnen) .....	266
Abbildung II.10:	Titelblatt des Silberkontos, Casa da Moeda, Lissabon (1517/18).....	279
Abbildung II.11:	Joachim Steudlin oder doch lieber Joachim Pimmel/Bimmel? Journal der Casa da Moeda, 4. Oktober 1517.....	285
Abbildung II.12:	Silberproduktion am Falkenstein (Schwaz), 1470–1536 .....	295
Abbildung II.13:	Entwicklung der auf Tiroler Silberverpfändungen beruhenden Schulden Habsburgs („Vertraggelder“), in fl Rh, 1493–1519 .....	298
Abbildung II.14:	Die Silberförderung der ‚deutschen‘ Minen (inkl. Jochimsthal), 1471–1550 (kg Ag) .....	303
Abbildung III.1:	Sortenkurse (Münzwechsellkurse) ausgewählter rheinischer Pfennig- und Groschenwährungen gegen den Rheinischen Goldgulden, 1440–1540 .....	325

Abbildung III.2:	Entwicklung der Wasserzolleinnahmen in Torgau, 1496/7–1530/31 .....	423
Abbildung III.3:	Geleiteinnahmen, Eisenach, 1507–1522 .....	424
Abbildung III.4:	Entwicklung und Struktur des Leipziger Finanzmarktes, 1470–1500 .....	430
Abbildung III.5:	Rentenmarkt, landesherrliche Anleihen und Bergbau in Sachsen, 1470–1500 .....	431
Abbildung III.6:	Entwicklung der Silberproduktion im Erzgebirge und am Thüringer Wald, 1470–1545 .....	434
Abbildung III.7:	Wertentwicklung der Meißner Groschenwährung am Vorabend der Great Bullion Famine (Kurs zum Rheinischen Goldgulden; Feingehalt in g Ag), 1382–1409 .....	456
Abbildung III.8:	Bullion Famine in Sachsen – Die Münzstätten trocknen aus .....	457
Abbildung III.9:	Sächsischer Goldgulden (1499) .....	462
Abbildung III.10:	Schreckenberger/Engels Groschen (1499) .....	462
Abbildung III.11:	Zinsgroschen (1496–1500) .....	463
Abbildung III.12:	Märkischer Groschen (1507) .....	463
Abbildung III.13:	Mansfelder Groschen (1511) .....	463
Abbildung III.14:	Mansfeld, Pfennig (1512) .....	463
Abbildung III.15:	Erklärung der Aufwertung höherer Groschen nach einem einfachen Angebot-Nachfrage-Schema .....	472
Abbildung III.16:	Beispiel / Auszug aus den Jahreshauptrechnungen des Leipziger Rates .....	481
Abbildung IV.1:	Albrecht Dürer, Die drei Bauern im Gespräch (um 1497)....	492
Abbildung IV.2:	Entwicklung im Feingehalt süd- und mitteldeutscher Pfennigwährungen, 1400–1913 .....	532
Abbildung IV.3:	Sebastian Brant, Narrenschiff (1494): CII. <i>vō falsch vnd beschiss</i> .....	589
Abbildung IV.4:	Auszug aus den Mühlhäuser Ratsbüchern (1525) .....	622
Abbildung V.1:	Münzwechselkurse – ein einfaches heuristisches Modell... (wie Abb. I.1) .....	638
Abbildung V.2:	Geld senkt die Transaktionskosten .....	647



## I. SCHLECHTE MÜNZEN, BÖSES GELD: EINE HYPOTHESE

Währungsstabilität ist gesellschaftliche Stabilität. Eine stabile Währung erzeugt stabile Erwartungen und Vertrauen. Schlechtes Geld aber erzeugt Unsicherheit, nicht nur in Tauschprozessen und der Abbildung von Wertrelationen, sondern auch Misstrauen innerhalb der Gesellschaft. Es vergiftet buchstäblich Sozialbeziehungen und gefährdet den gesamtgesellschaftlichen Konsens (der je nach RaumZeit sehr unterschiedlich formuliert sein kann). Ist das Geld schlecht, sinkt die Bereitschaft, Kredite zu vergeben, im Wortsinne: dem Anderen *Vertrauen* (*credere*) zu schenken. Planungen für die Zukunft werden zunehmend schlechter. Sozialbeziehungen können erheblich beschädigt werden, wenn verschiedene Standards gelten, und z. B. die eine Partei versucht, ihren Gegenpart mittels Währungsspekulation oder einfach nur geschickten Ausnutzens asymmetrischer Informationsverteilung hinsichtlich der Kaufkraft einer bestimmten Münze „über’s Ohr zu hauen.“ Im Reformationszeitalter – wie im Übrigen während der gesamten Vormoderne – war Geld zunächst nämlich nichts weiter als eine *Ware* unter vielen im Wirtschafts- und Produktionsprozess und unterlag damit den gleichen Spannungsfeldern zwischen Angebot und Nachfrage und ihrem Abbild – dem Marktpreis – wie alle anderen Waren im Produktionsprozess auch. Als Ware war das Geld gleichwohl *primus inter pares*, da es sich z. B. anmaßte, als universaler Wertmaßstab für Wirtschaft und Gesellschaft zu *gelten*. *Geld ist was gilt*. Es konnte zu Martin Luthers Zeiten sogar über die im Fegefeuer zu verbleibende Zeit der Seelen bestimmen, d. h. diese von Gott gesetzte Zeit ‚messen‘, nämlich über die von Luther so wortmächtig verteufelten Ablässe.

Grundstoff der Geldproduktion oder Münzprägung war das Silber. War Silber knapp und sein Preis hoch, ergab sich gesamtwirtschaftlich bzw. hinsichtlich des Preisniveaus eine Deflation. Diese Deflation und ihre gesamtwirtschaftliche Ausprägung als Depression wird als *Krise der Reformation* der Analyse der Währungspolitik(en) im Reich um 1500 gleichsam als Rahmen vorangestellt (Kapitel II: Deflation). Diese deflationäre Depression war allerdings nicht die einzige Störung im gesamtwirtschaftlichen Produktionsprozess um 1500. Die verschiedenen Abstufungen im Währungssystem des Reiches taten ihr Übriges. Seitdem der Rheinische Goldgulden im 14. und 15. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung verloren hatte, kam den Silbermünzen – von den Hellern und Pfennigen, die vergleichsweise wenig Silber enthielten bis zu den Groschen und Guldenäquivalenten wie dem *Joachims-* oder *Klappmützentaler* oder *Groschen so einen Gulden gilt* – zunehmende Bedeutung innerhalb der Gesellschaft und ihrem Zahlungsverkehr zu. Freilich wurde der Gulden weiterhin als Rechenwährung verwendet; praktisch alle überlieferten Geschäftsbücher, Bilanzen und andere Verträge, etwa über Leibrenten, Staatsanleihen, Privatkredite u. ä. waren zumindest in Rheinischen Gulden geführt (Kapitel III: Devaluation). Nicht immer aber waren rheini-

sche Goldgulden dann auch die tatsächlich verwendeten Nominale im Zahlungsverkehr. Und aus diesem Szenario ergaben sich verschiedene Manipulationsmöglichkeiten und Optionen, durch geschickten Einsatz verschiedener Münzsorten sich einen geldwerten Vorteil zu beschaffen, der auf der Ausnutzung einer sozio-ökonomischen Asymmetrie bzw. einem asymmetrischen Tauschverhältnis beruhte: dem, was schon die Zeitgenossen um 1500 als *Wucher* bezeichneten. Gerade dieser – nicht einmal dem deutschen Währungssystem eigentümliche – Aspekt verleiht der Sozioökonomik der Münzgeldprägung im Zeitalter der Reformation die Art von Brisanz und sozialer Sprengkraft, welche sich grundlegend auf die Einkommenslagen und Chance zentraler Kreise der Bevölkerung auswirken konnten: so grundlegend, dass bisweilen die *ultima ratio* der Rebellion gewählt werden konnte (Kapitel IV: Rebellion).

Diese Ware Geld also unterlag ihren ganz eigentümlichen Gesetzmäßigkeiten von Angebot und Nachfrage (Kapitel I: Einleitung). Wann immer Geld knapp wurde, gab es nicht nur Spannungen im Produktions- und Nachfragesektor, sondern auch Risse in der Gesellschaft. Die Transaktionskosten stiegen; das System wurde zunehmend ineffizient (Kapitel V: Resümee). Von diesen Rissen und Bruchzonen handelt die vorgelegte Untersuchung.

## 0. GELD – EIN MYTHOS

„Am Beginn der Neuzeit herrschte in den europäischen Ländern bereits überall die Geldwirtschaft, die sich – nach Vorläufern in der Antike – seit dem Mittelalter und dem Aufblühen der Städte durchgesetzt hatte. [...] Noch lange in der Frühen Neuzeit waren die Münzen aus Edelmetallen (Gold und Silber) geprägt, nur die Scheidemünzen waren aus Kupfer. Der Edelmetallwert und der Nominalwert der Münze waren identisch, sodass es auch keinen Unterschied machte, mit welcher Währung man zahlte.“<sup>1</sup> So oder so ähnlich lauten, wenn man es einmal überspitzt, die Mythen über das funktional vollumfänglich in Wert gesetzte Tauschobjekt Geld in der Geschichte der vorindustriellen Zeit. Herrschte um 1500 überall die Geldwirtschaft? Ganz sicher nicht. Saisonal und regional gab es Cluster, an denen sich Transaktionen häuften, die nicht nur in Geld gebucht, sondern auch mit Bargeld abgewickelt wurden (zwei grundverschiedene Szenarien, von denen das eine nicht zwangsläufig das andere bedingen musste, siehe Kapitel IV). Nach Stadt und Land differenzierten sich Rhythmen und Kompositionen der Transaktionskassen der Akteure im Wirtschaftsprozess. Geldgebrauch und Transaktionskassen waren nicht nur schichtenspezifisch stark differenziert, sondern auch hinsichtlich der in den gegenwärtigen Geschichtswissenschaften so populären Ordnungsmuster „Raum“ und „Zeit“ deutlich geschieden.

Sodann: Ob und wann eine „Geldwirtschaft“ „blühte“, lässt sich im besten Falle überhaupt nur dann beantworten, wenn eine operationalisierbare Definition von „Geldwirtschaft“ und „blühen“ existiert (dem ggw. Autor sind keine bekannt;

1 Karl Vocelka, *Geschichte der Neuzeit. 1500–1918*, Wien / Köln / Weimar 2010, S. 80.

warum diese Definitionen eigentlich im Wortsinne unmöglich sind, wird der Fortgang der Untersuchung ergeben). Englische Bauern wickelten im Hoch- und Spätmittelalter einen Großteil ihrer marktwirtschaftlichen Transaktionen in Geld ab, gebrauchten dabei aber nicht zwangsläufig Münzen oder irgendwie anders geartete geldnahe Forderungen (Kap. II).<sup>2</sup> Bisweilen buchten sie z.B. Kleinkredite und ausstehende Forderungen einfach in die Gerichtsakten der Fronhöfe (*manorial rolls*) und generierten so umfangreiche Umsätze ohne Bargeld. Im Nachhinein fällt die buchhalterische Zuordnung dieser Transaktionen zu *Buchgeld* oder *Kredit*, also zwischen Geldmenge *M* (Buchgeld) oder Umlaufgeschwindigkeit *V* (Kredit) schwer. Die Geldwirtschaft „blühte“ in dieser Zeit ohne jeden Zweifel, doch wechselte Bargeld recht selten die Hände.

Die schiere Existenz wertmäßig und relational fixierter Umlaufwährungen (also etwa: 1 Gulden gleich 20 solidi gleich 240 denarii, oder 1 Gulden = 21 Groschen = 252 Pfennige = 504 Hellern, um nur zwei gängige Rechenwährungen des spätmittelalterlichen Europas zu nennen), deren Nominalstruktur sich aus entsprechenden Edikten und Münzfunden sowohl archäologisch (chemisch-physikalisch) als auch anhand der schriftlichen Überlieferung gut fassen lässt, bedeutete noch lange nicht, dass diese Münzen immer, überall und von jedermann in Zahlungen oder allgemein zur Tilgung von Schulden akzeptiert waren wie es die Statuten vorsahen. Manchmal existierten sie überhaupt nicht (wie im Falle der *ghost moneys*). Je nachdem, wer an der betreffenden Transaktion beteiligt war, wie viel Kleingeld im Vergleich zu den größeren Sorten (Gulden, Dukaten etc.) gerade im Umlauf war, welcher Zeitpunkt im Wirtschaftszyklus gerade erreicht war (vor der Ernte? nach der Ernte?), welche Münzsorten gerade zur Hand waren etc. – die Preise für Güter des Grundbedarfs konnten erheblich variieren, und zwar ganz unabhängig von den changierenden Spannungsfeldern im realwirtschaftlichen Bereich (welche zumindest in der volkswirtschaftlichen Theorie normalerweise als Hauptursache für Preisniveauninstabilität gedeutet werden).

Allein die Spezialstudien wissen um die Veränderbarkeit der Münzwechselkurse insbesondere im Kleingeldsegment und den wichtigen Unterschied zwischen Rechen- und Umlaufwährung.<sup>3</sup> Die gesellschaftlichen Konsequenzen dieser

2 Ian Blanchard, *Mining, Minting and Metallurgy in the Middle Ages*, Bd. 3: *Continuing Afro-European Supremacy, 1250-1450 (African gold production and the second and third European silver production long cycles)*, Stuttgart 2005, S. 1189–1107.

3 Insbesondere ist hier zu denken an die folgenden Studien: Charles M. de La Roncière, *Prix et Salaire à Florence au XIVe Siècle, 1280-1380*, Rom 1982, S. 469-520; Frederic C. Lane / Reinhold C. Mueller, *Money and Banking in Medieval and Renaissance Venice*, Bd. I: *Coins and Moneys of Account*, Baltimore / London 1985; Martin Körner, *Luzerner Staatsfinanzen 1415–1798. Strukturen, Wachstum, Konjunktoren*, Luzern / Stuttgart 1981; Peter Spufford, *Money and its Use in Medieval Europe*, Cambridge et al. 1988. Für den deutschen Raum relevant: Rainer Metz, *Geld, Währung und Preisentwicklung. Der Niederrheinraum im europäischen Vergleich: 1350–1800*, Frankfurt a. M. 1990. Nennenswert sind ferner die Schriften Sprengers: Bernd Sprenger, *Preisindizes unter Berücksichtigung verschiedener Münzsorten als Bezugsgrößen für das 16. und 17. Jahrhundert – dargestellt anhand von Getreidepreisen in Frankfurt/Main*, in: *Scripta Mercaturae*, 1 (1977), S. 57–69; Ders., *Münzverschlechterung, Geldmengenwachstum und Bevölkerungsvermehrung als Einflußgrößen der sogenannten*

den „alteuropäischen“ (Peter Blickle, Donald Rumsfeld) Gesellschaften eigenen monetären Systeme wurden jedoch kaum jemals umfassend in der Forschung thematisiert. So werden o.g. Mythen perpetuiert. Geschuldet sind sie oftmals einem aufgrund des wissenschaftssystematischen Standpunkts erwachsenen und damit durchaus entschuldbaren Quellenpositivismus, sowie einem allgemein aus der modernen Geldtheorie entlehnten Denkhorizont, welcher die Existenz von Geld in seiner Vollfunktion als Zahlungsmittel, Wertmesser und Wertaufbewahrungsmittel (die volkswirtschaftlichen Geldfunktionen; hinzu kommen mindestens eine Kommunikationsfunktion sowie eine magische Funktion vgl. Kap. III) einfach voraussetzt. Ohne weitere Prämissen wird dann entweder gleich die Problematik der Geldmenge und ihrer Steuerung als maßgebliche volkswirtschaftliche Größen untersucht, oder das Geldwesen *ceteris paribus* einfach aus der Analyse ausgelassen. Geld ist einfach „da“, und man braucht es nicht weiter zu erklären. Die zugrunde liegende Axiomatik, nämlich: dass Geld seine in den volkswirtschaftstheoretischen Lehrbüchern genau definierten Kernfunktionen erfüllt (Kapitel III), wird nicht mehr grundsätzlich hinterfragt.<sup>4</sup>

Dies mutet aus zweierlei Gründen befremdlich an. Zum einen ist die gesellschaftliche Überformung des Geldes in anderen geschichtsnahen Disziplinen, etwa der Alten Geschichte oder der Anthropologie gut erforscht. Niemand würde heute etwa ernsthaft die Meinung vertreten, man könne Struktur und Funktionalität der antiken Geldwirtschaft (Rom, Griechenland, Kleinasien, c. 700 v. C. bis 400 n. C.) mit dem Analyseinstrumentarium der modernen Geldtheorie und ihrer Terminologien (also: Geldmenge, Umlaufgeschwindigkeit, Wechselkurse) analysieren, also mit einem raumzeitlich dekontextualisierten, aber sehr deutlich auf die Rahmenbedingungen nordwesteuropäischer Gesellschaften des 20. und 21. Jahr-

Preisrevolution im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert in Deutschland, in: Karl Heinrich Kaufhold / Friedrich Riemann (Hrsg.), Theorie und Empirie in Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsgeschichte. Wilhelm Abel zum 80. Geburtstag, Göttingen 1984, S. 127–144 und Ders., Das Geld der Deutschen. Geldgeschichte Deutschlands von den Anfängen bis zur Gegenwart, Paderborn / München / Wien / Zürich 1991, 3. Aufl. 2003. Weitere Literaturhinweise finden sich an entsprechenden Stellen in der vorliegenden Arbeit (Kap. II–V).

- 4 Man kann hier zwar den Einwand führen, dass sich solche streng genommen unzulässigen Verallgemeinerungen zumeist in Abhandlungen aus fachfremder Feder finden. Doch stößt man über formal äquivalente Mythen auch in den vorzüglichsten auf dem Markt erhältlichen Überblicksdarstellungen, welche sich explizit mit geld- und wirtschaftshistorischen Fragestellungen befassen. Eine andere gängige Vereinfachung – in einem ansonsten tadellosen und zu Recht als Klassiker geltenden Werk – lautet: „Die Geldgeschichte der Frühen Neuzeit war durch die Wiederbelebung des mitteleuropäischen Silberbergbaus und vor allem durch die Entdeckung der überseeischen Silbervorkommen in Spanisch-Amerika geprägt. [...] Aus den Bergbauregionen wurde das neue Silber auf die Edelmetallmärkte gebracht, und die durch die Edelmetallknappheit ausgetrockneten Münzstätten sogen das Silber auf.“ Michael North, Kommunikation, Handel, Geld und Banken in der frühen Neuzeit, München 2000, S. 27, und sehr ähnlich in: Ders., Das Geld und seine Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München 1994, bzw. Ders., Kleine Geschichte des Geldes. Vom Mittelalter bis heute, München 2009, eine Neuauflage des vorzüglichen North 1994 ohne Fußnoten.

hundreds kalibrierten abstrakten Begriffsschema.<sup>5</sup> Die Gesellschaften Mitteleuropas um 1500 waren aber, was Geldtheorie und Geldgebrauch betrifft, der Antike viel näher als der Zeit nach 1900. Und so sollte man sie auch behandeln bzw. das Geld und den Geldgebrauch entsprechend erklären.

Doch haben – und dies ist gleichsam das Paradox – akademische und populärwissenschaftliche Texte über Geld in der Geschichte rein zahlenmäßig in den letzten Jahren eine Hochkonjunktur erfahren (Literaturüberblick s. u.); sicher in Verbindung mit den aktuellen globalen Krisen im Weltfinanzsystem seit 2008 und der zunehmenden Instabilität der monetären (Des)Integrationsprozesse im EURO-Raum. Zu einem signifikant angestiegenen Tiefgang in der Analyse, also insbesondere zu einem umfassenderen und ausgewogeneren Verständnis der multilateralen Wechselwirkungen, Dynamiken und Asymmetrien im Spannungsfeld der beiden Pole „Geld“ und „Gesellschaft“ hat dieses quantitative Wachstum in der Literatur jedoch unglücklicherweise nicht geführt. Hinweise auf Bruchzonen, Friktionen und Pathologien des vormodernen Geldstandards finden sich kaum. Wenn sie zu finden sind, fokussieren sie sich meistens auf akute oder kurzfristige Pathologien, die dem Historiker viel schneller in den Blick fallen als die langfristigen strukturellen Bruchzonen des Geldwesens. Die großen Inflationen, also die „Schinderlingsinflation“ von 1459, die „Kipper- und Wipper-Krise“ 1619–23 und die deutsche Hyperinflation von 1922/23 haben demgemäß in der Forschung breite Aufmerksamkeit erfahren. Treffenderweise spricht eine vorzügliche unlängst erschienene Studie hier (mit Bezug auf die Schinderlingskrise) von einer gesellschaftlichen „Katastrophe“.<sup>6</sup> Implizit wird aber stets suggeriert, nach den jeweiligen Währungsschnitten 1460, 1623 oder 1924 habe das Geldwesen dann wieder zu seinem jeweiligen langfristigen Gleichgewichtszustand zurückgefunden. Was aber, *wenn genau dies nicht der Fall gewesen ist?*

Währungsstabilität und eine hohe Kaufkraft des eigenen Geldes gehören ebenfalls zu den Mythen oder gar Gründungsmythen der Deutschen.<sup>7</sup> Die zerstörerischen Erfahrungen mit der Hyperinflation im Gefolge des Ersten Weltkrieges (1914–1922/23), die negativen Folgen (1933–1945), sowie die Kaufkraftentwertung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, welche ebenso wie die große Inflation von 1922/23 einer ‚Enteignung‘ breiter Volksmassen gleichkam (Bucerius), haben sich als negativ konnotierte und doch systemkonstitutive Elemente des politischen und gesellschaftlichen Systems Bundesrepublik tief in das kollektive Gedächtnis eingebrannt. Nun waren diese Inflationen gerade durch Phasen *akuter* Geldentwertung gekennzeichnet, also Geldentwertungsraten teilweise im multiphen 1000prozentbereich über vergleichsweise kurze Zeiträume. Doch ist die Geschichte des Reiches weniger von diesen Hyperinflationen, denn einem viel laten-

5 Sitta von Reden, *Money in Classical Antiquity*, Cambridge et al. 2010 liefert einen vorzüglichen und theoretisch wie empirisch gut abgesicherten Überblick über die diesbezüglichen Debatten im Fach.

6 Gerhard Fouquet / Gabriel Zeilinger, *Katastrophen im Spätmittelalter*, Darmstadt / Mainz 2011, S. 139–142. Ein vielzitiierter Klassiker ist in dieser Sparte ist wohl Richard Gaettens, *Geschichte der Inflationen. Vom Altertum bis zur Gegenwart*, München 1982 [2. Aufl. 1957].

7 Herfried Münkler, *Die Deutschen und ihre Mythen*, Reinbek b. Hamburg 2009, S. 455–476.

teren, doch in seiner Wirkmächtigkeit ähnlich gravierenden Phänomen geprägt gewesen. Dies war die *schleichende Geldentwertung*, welche sich kumulativ aufbaute und – dies nachzuweisen ist eine der zentralen Aufgaben der vorliegenden Arbeit – ebenfalls gravierende Brüche und Verwerfungen innerhalb der Gesellschaft hervorrief. Anhand der Umbruchphase zwischen ca. 1470 und ca. 1530 (wobei es auf bestimmte Jahre als Periodisierungsgrenzen hier nicht ankommt) und mit Schwerpunkt auf Mittel- und Oberdeutschland wird dieses Phänomen fallbeispielartig untersucht. Dies bedeutet nicht, dass es zu anderen Zeiten und in anderen geographischen Räumen nicht ähnliche Strukturen, Phänomene und ähnlich gelagerte Szenarien gegeben haben mag, welche sich zumindest potenziell als ähnlich destruktiv für Wirtschaft und Gesellschaft ausgewirkt haben mochten. Es geht hier lediglich um die Modellierung der denkbaren Wechselwirkungen zwischen den Polen *Geld* und *Gesellschaft* in einem klar abzugrenzenden Zeitraum; darüber hinaus wird aber die Analyse in Kapitel II belegen, dass viele der gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Umbrüche ohne eine Hinzuziehung des Geldwesens als Einflussgröße gar nicht hinreichend erklärbar sind. Die Reformation Martin Luthers (mit ihren Vorläufern und Nachwirkungen) weist starke kausale Verknüpfungen mit den monetären Imbalancen des Zeitalters auf, die sich allerdings erst dann in aller gebührenden Klarheit und Breite erschließen, wenn man über die kanonischen Lehrbuchweisheiten, die *communis opinio* hinsichtlich der wirtschaftlichen und monetären Rahmenbedingungen der Zeit weiter in die bestehenden Quellen hineinhört (Kap. IV).

Warum überhaupt das Geld? Essayistisch tätige Vertreter der Mediävistik mit Hang zur Übertreibung lieben es, zu betonen, der Mensch sei „eine hässliche und schwache Kreatur“.<sup>8</sup> Dabei bildet das Mittelalter in der post-postmodernen Gesellschaft Europas, welche die Segnungen der Industrialisierung schon überwunden hat und jeglichen Überflusses überdrüssig ist, einen bequemen Rückzugsort. Man stelle sich, platt formuliert, die Attraktivität eines Mittelaltermarktes oder Ritterfestes für die Einwohner Liberias vor. Mit einem Pro-Kopf-Inlandsprodukt i. H. v. 290 internationalen \$ (1990 Geary-Khamis-Dollar/Kaufkraftparität) hat das derzeit ärmste Land der Welt (Stand: 2009) weder die gesellschaftlichen noch ökonomischen Reserven, um Präferenzstrukturen des einkommenstechnisch privilegierten Nordwesteuropäers abzubilden.<sup>9</sup> Hierbei vergessen viele Freunde des Mittelalters (eingeschlossen manche Fachvertreter der Historikerkunft): Keine andere Tiergattung hat so versatile Werkzeuge konstruieren können wie der Mensch. Entwicklung und Gebrauch von Sprache, Zahlen und Schrift zur Kommunikation nicht nur emotionaler, sondern auch kommerzieller Signale muss man

8 Etwa Robert Fossier, *Das Leben im Mittelalter*, München / Zürich 2008, S. 19.

9 Zum Vergleich: heute gilt – nach der Definition der Weltbank – als „absolut arm“, wer täglich über weniger als \$1,25, manchmal sogar \$1,00 (1990 Geary-Kamis \$ / Kaufkraftparitäten) verfügt, also ein Einkommen von weniger als  $365 \cdot 1,25 = 456,25$  (PPP) im Jahr erwirtschaftet. Martin Ravallion / Shaohua Chen / Prem Sangraula, *Dollar a Day Revisited*, World Bank Policy Research Working Paper, WPS 4620 (2008), S. 3ff. Vgl. auch: [http://econ.worldbank.org/external/default/main?pagePK=64165259&theSitePK=469372&piPK=64165421&menuPK=64166093&entityID=000158349\\_20080902095754](http://econ.worldbank.org/external/default/main?pagePK=64165259&theSitePK=469372&piPK=64165421&menuPK=64166093&entityID=000158349_20080902095754) [12.01.2011].

dem Menschen erst einmal nachmachen. Gleiches gilt für Institutionen im Sinne der Neuen Institutionenökonomik von Ronald Coase und Douglass C. North.<sup>10</sup> Eine ganz besonders versatile, wandlungs- und adaptionfähige Institution, ein nachgerade mächtiges – und mit multiplen Eigendynamiken ausgestattetes – Zeichen ist das *Geld*.<sup>11</sup> Eine solche Institution verweist die Annahme der schöpferischen Vergleichbarkeit verschiedener Typen der irdischen Fauna in den Bereich der kulturpessimistisch überformten Griesgrämigkeit.

Geld als Wertmaßstab ist nämlich ein „nahezu universelles Phänomen“ (Harris), wie wenige Historiker und viele Anthropologen und Soziologen wissen.<sup>12</sup> Über Geld redet man nicht, scheinbar: während das Matthäusevangelium (Mt 26, 14–16) den Preis für die Dienstleistung des Verrates an Judas auf 30 *Silberling* (Luther<sup>13</sup>) bzw. Silberstücke<sup>14</sup> quantifizierte (τριακοντα ἀργύρια) und sich damit vielleicht auf Zacharias 11:12 bezog<sup>15</sup>, unzweifelhaft aber eine nicht unbedeutliche Summe nannte<sup>16</sup>, sprechen Markus und Lukas in der deutschen Übersetzung nur von „Geld“, welches bei Lukas freilich dasselbe Wort (ἀργύριον), ohne Zahlenangabe ist (Lk 22,5<sup>17</sup>). Der Passage in Lukas wird die monetäre Entlohnung oder allgemein Geldgier bisweilen als Tatmotiv abgesprochen (bisweilen argumentiert die Forschung sogar, dass der monetäre Aspekt dieser Transaktion in den nicht-apokryphen Evangelien ohnehin eine allenfalls randständige Bedeutung genossen habe)<sup>18</sup>: es ist vielmehr der „Satan“, der in ihn fährt, aber immerhin verständigen sich die Hohepriester und Schriftgelehrten darauf, ihm „Geld“ zu geben (Lk 22,5). Bei Lukas sind Geld und Besitz ohnehin stark negativ konnotiert<sup>19</sup>, wie im Übrigen mehr oder weniger in allen Evangelien, denn Geld – insbesondere seine Fungibilität – bezeichnet gestern wie heute mehr oder weniger als Pars pro Toto das profane Diesseits. Bei Markus ist ebenfalls *Silbergeld* als Tatmotiv im Spiel: allerdings ohne Angabe der Quantität (ἀργύριον, Mk 14,11<sup>20</sup>). Johannes thematisiert die Entlohnung überhaupt nicht: Bei ihm ist lediglich die Vorahnung

10 Verstanden im Sinne des Ansatzes von Douglass North, etwa: Douglass C. North / Robert Paul Thomas, *The Rise of the Western World. A New Economic History*, Cambridge 1973.

11 H. P. Minsky, *Can it Happen Again? Essays on Instability and Finance*, Amok 1982; S. 280; A. Schotter, *The Economic Theory of Institutions*, Cambridge et al. 1981, S. 11.

12 Marvin Harris, *Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch*, Frankfurt a. M. / New York 1989, S. 137.

13 Martin Luther, *Bibel – „Die gantze Heilige Schrift“*. Der komplette Originaltext von 1545 in modernem Schriftbild, Bd. 2, Bonn 2004, S. 2021.

14 Gerd Lüdemann / Frank Schleritt, *Arbeitsübersetzung des Neuen Testaments*, Göttingen 2008, S. 71.

15 Bart D. Ehrman, *The Lost Gospel of Judas Iscariot. A New Look at Betrayer and Betrayed*, Oxford et al. 2006, S. 26f.

16 Vgl. auch Gerd Lüdemann, *Das Judas-Evangelium und das Evangelium nach Maria. Zwei gnostische Schriften aus der Frühzeit des Christentums*, Stuttgart 2006, S. 73.

17 Nestle-Aland, *Novum Testamente Graece*, 27. neubearb. Aufl. [1993] 2006, S. 233.

18 Ehrman, *Lost Gospel*, S. 30. Zum Aspekt des monetären Anreizes vgl. Michael Grant, *Jesus*, London 1977, dt. Übertragung Bergisch Gladbach, 1979, S. 207f.

19 Vincenzo Petracca, *Gott oder das Geld. Die Besitzethik des Lukas*, Tübingen / Basel 2003, *passim*, etwa S. 168–173.

20 Nach der Arbeitsübersetzung von Lüdemann / Schleritt (2008). Luther (1545) übersetzte „Geld“.

Jesu und die entsprechende Aufforderung an Judas, zu tun, was er tun müsse (Joh 13,27) relevant.

Interessant ist die Entlohnung im apokryphen und unlängst wieder entdeckten, teilweise rekonstruierten und aus dem Koptischen übersetzten Judasevangelium. Hier erhält der Verräter nach der Pagelsschen Übersetzung von 2006 nur ein paar Kupfermünzen: *Then Judas received some copper coins. He handed him (=Jesus, P. R.) over to them (Judas, 16:8–9)*. Eine wahrhaft geringe, um nicht zu sagen wertlose Summe, welche dem Erzählstrang in diesem Evangelium scheinbar entspricht<sup>21</sup> – zumindest des Mainstreams bis 2007. Alle Übersetzungen, ob nun des Griechischen bei den Kanonikern oder des Koptischen bei dem apokryphen Judasevangelium, sie alle entfalten ihren Spannungsbogen zum Teil über das Geld. Ἀργύριον, verwendet in drei der vier kanonischen Evangelien, bedeutet sowohl Geld im allgemeinen Sinne, also wirtschaftsanthropologisch: *general purpose money* bzw. volkswirtschaftlich: *legal tender money*. Ist ihm aber eine Zahl beigeordnet, handelt es sich ganz offensichtlich um reale Silbermünzen. Ähnlich beim koptischen Judasevangelium, welches hier den aus dem Semitischen stammenden Terminus *technicus homnt* (kopt. *ἑομντ*<sup>22</sup>), zu Deutsch: Kupfer, Kupfererz, Bronze, Kupfermünzen, Geld, aber auch „bezahlen“<sup>23</sup> verwendet. Die Äqui-

- 21 Judas als wahren Jünger Jesu, welcher für die Realisierung des Planes Gottes verantwortlich zeichnet, geht es nicht um Geld. Er weiß, dass er Jesus wird verraten müssen, weil es die göttliche Vorsehung so bestimmt. Er wird für die größte Tat, die einem Menschen abverlangt werden kann, dadurch den Preis der ewigen Verachtung der Menschheit und Verdammnis eringen. Gleichzeitig wird er dadurch den zentralen Platz in Jesu Himmelreich erlangen. Dieser Preis ist es ihm wert; daher ist ihm deshalb die Erzielung eines monetären Profites gar nicht wichtig? Er hätte ja trotzdem mit den – von ihm genauso wie von den anderen Jüngern – verachteten römischen Häschern einen höheren Preis aushandeln können, etwa die 30 Silberlinge des Matthäus. Eines der Evangelien, entweder Matthäus oder Judas, übertreibt bzw. untertreibt hinsichtlich der Geldsumme, möglicherweise bewusst im Interesse des Erzählplots. Der „Mainstream“ des lange Zeit verschollenen und seit 2004 wieder wissenschaftlich erschließbaren ‚Judasevangeliums‘, eines überaus finsternen und sinister anmutenden Textes ohne wirklich positive Botschaft, findet sich in den Darstellungen von: Bart D. Ehrman, *The Lost Gospel of Judas Iscariot. A New Look at Betrayer and Betrayed*, Oxford et al. 2006; oder dem von der National Geographic Society herausgegebenen Sammelwerk: Rodolphe Kasser / Marvin Meyer / Gregor Wurst (Hrsg.), *The Gospel of Judas from Codex Tchacos*, Washington, D.C. 2006. Der anfänglichen Euphorie über die Entdeckung eines scheinbar positiv zu konnotierenden Judas, welche man geeignet für eine komplette Neubewertung des Judasverrats in der Leidensgeschichte Christi hielt, wurde seit etwa 2007 eine viel zurückhaltender bis kritisch argumentierende Sichtweise an die Seite gestellt, vgl. Simon Gathercole, *The Gospel of Judas. Rewriting Early Christianity*, Oxford et al. 2007; oder Stanley E. Porter / Gordon L. Heath, *The Lost Gospel of Judas. Separating Fact from Fiction*, Grand Rapids / Cambridge 2007. Die Debatte ist noch offen, zumal viele der Darstellungen nicht immer wissenschaftlich fundiert sind.
- 22 Johanna Brankaer / Hans-Gebhard Bet (Hrsg.), *Codex Tchacos. Texte und Analysen*, Berlin / New York 2007, S. 284f., koptisches Wort im Codex Tchacos mit deutscher Übersetzung im Glossar, ebd., S. 301 (Wortlauerung).
- 23 Walter Ewing Crum, *A Coptic Dictionary*, Oxford: Clarendon Press, 1939, S. 678. Das Wort für Silber lautet *ἑομντ*, ebd., S. 713.

valente für „Geld“, welche auf den Edelmetallen Silber (*hat*, kopt.  $\text{ⲗⲁⲧ}$ <sup>24</sup>) oder Gold ( $\text{ⲛⲟⲩⲉ}$ <sup>25</sup>) beruhen, werden (bewusst?) nicht verwendet; allerdings basierte der Geldumlauf im spätantiken Ägypten, welches hier als Bezugsraum für dieses koptische Apokryphon fungieren mag, zum großen Teil auf Kupfermünzen. Gold- und Silbermünzen wurden zwar gehandelt, aber nicht für den Alltagsgebrauch geprägt.  $\text{ⲗⲟⲙⲩⲧ}$  wäre wohl zunächst die korrekte Übersetzung für Geld gewesen.<sup>26</sup> Übersetzt man hier streng „Kupfer“ bzw. „Kupfermünzen“, so gewinnt die Geschichte nun einen ganz anderen Spannungsbogen. Die positive Figur Judas, wie sie seit der Wiederentdeckung des Evangeliums und bis ca. 2006 regelrecht gefeiert wurde, hätte der monetären Entlohnung ja gar keinen Wert beigemessen. In einer Zeit, in welcher der durchschnittliche Tagelohn für einen Arbeiter in den italischen Gebieten des Reiches bei etwa 4 Sesterzen (eine Messingmünze) oder 16 *as* (Kupfer) oder 64 *quadrans* (Kupfer) gelegen haben mag, betrogen „eine Handvoll Kupfermünzen“ wahrscheinlich nicht einmal einen vollen Tageslohn. Kupfer- und Bronzemünzen wie *as*, *dupondius*, *quadrans* waren – selbst in Ägypten mit seiner fiduziären Währung und den Sondermünzen wie Drachme, Tetrachme etc. – Kleingeld und besonders inflationären Tendenzen bei der Umwechslung in höhere Silber- und Goldnominale ausgesetzt.<sup>27</sup> Im Judasevangelium geht es Judas also wahrlich nicht ums Geld, sondern vielmehr umgekehrt: Die Betonung liegt auf der geradezu vernachlässigbaren Kaufkraft der Judas überreichten Handvoll Kupfermünzen!

Natürlich spielte Münzgeld im Römischen Imperium eine andere Rolle als im spätmittelalterlichen Deutschland; abgesehen davon, dass Münzgeldumlauf sich auf einige Teilbranchen des Systems Gesellschaft (v.a. Steuern, Militär) fokussierte und andere Segmente teilweise komplett außen vor ließ, liefen in den einzelnen Provinzen Asiens noch lange Zeit native silber- und kupferbasierte Umlaufwährungen neben der römischen Währung um, und es werden regional unterschiedlich ausgeprägte Formen von Geldnutzung und regional differenzierte Geldtheorien vorgeherrscht haben.<sup>28</sup> Zudem sind die Evangelien nicht als historische Quelle einzustufen. Nichtsdestotrotz: Offensichtlich verwenden das Koptische wie auch das Griechische und das Lateinische – im 4. Jahrhundert wurde *pecunia* als *terminus technicus* für schlechte Kleinmünze und bewusst in Abgrenzung zu Silber-

24 Ebd., S. 713.

25 Ebd., S. 221.

26 Allen Chester Johnson, *An Economic Survey of Ancient Rome*, Bd. II: Roman Egypt to the Reign of Diocletian, New Jersey 1959, S. 424–445. Richard Duncan-Jones, *Money and Government in the Roman Empire*, Cambridge et al. 1994, S. 20–32, 90f.

27 Francesco de Martino, *Wirtschaftsgeschichte des Alten Rom*, 2. Aufl. München 1991, S. 377–344. Hans-Joachim Drexhage / Heinrich Konen / Kai Ruffing, *Die Wirtschaft des Römischen Reiches* (1.–3. Jahrhundert). Eine Einführung, Berlin 2002, S. 205–207; Hans Kloft, *Die Wirtschaft des Imperium Romanum*, Mainz 2006, S. 81, 110 (Tab. 11), und mit direkten Bezügen zu den biblischen Textbeispielen: Ders., *Die Wirtschaft der griechisch-römischen Welt*. Eine Einführung, Darmstadt 1992, S. 62–71.

28 Vgl. Richard Duncan-Jones, *Money and Government in the Roman Empire*, Cambridge et al. 1994.

geld (*argentum*) und Gold (*aurum*) benutzt<sup>29</sup> – hier verschiedene Ausdrücke für diverse Geldsorten bzw. Nominalstufen: Klein-, Mittel- und Goldgeld. Die Tatsache, dass das Judasevangelium nur in einer Übertragung in das Koptische, erstellt zwischen 220 und 340 n. C.<sup>30</sup> auf der Basis eines verschollenen griechischen Urtextes (abgefasst nach 180) erhalten ist, lässt also keinen endgültigen Schluss bzgl. der an Judas bezahlten Geldsumme zu (dies ist, wie die folgenden Überlegungen zeigen, auch gar nicht relevant). Setzt man hier den Begriff einfach mit „Geld“ bzw. „etwas Geld“ gleich, wie es die meisten Übersetzungen seit 2006 praktizieren<sup>31</sup>, entsprechend der Praxis der deutschen Übertragung des Neuen Testaments (*ἀργύριον*), bedeutet dies einfach die Standardisierung auf *pecunia* bzw. *ἀργύριον*. Zweifellos aber hätte dem koptischen Apokryphon – wenn es denn *wirklich* die Parodie eines *dämonischen* Judas, und *keine* Positivbewertung darstellte (wie die neueren post-Pagels'schen Interpretationen des Judasevangeliums behaupten) – viel besser gestanden, wenn eine *hohe* Geldsumme im Spiel gewesen und dies in der Gestaltung des Textes auch deutlicher herausgearbeitet worden wäre.

Die ursprüngliche Lutherbibel von 1545 übersetzt im Gleichnis von der Steuer für den Kaiser (Mt 22,15–22; Mk 12,13–17; Lk 20,20–26) die zur Steuerzahlung gereichte Münze mit *Grosschen* bzw. *Zinsenmünze* oder in neueren Bearbeitungen „Zinsgroschen“. Eine unfreiwillig korrekte Übertragung, denn zu Luthers Zeiten gab es tatsächlich den Zinsgroschen als Ankerwährung in Sachsen (Kapitel III). Luther aber spricht wörtlich (1543) von der *Zinssennünze*. Die Arbeitsübersetzung zum Neuen Testament<sup>32</sup> macht daraus die „Steuermünze“ bzw. den „Denar“: *Als Jesus aber ihre Bosheit erkannte, sagte er: Was versucht ihr mich, ihr Heuchler? Zeigt mir die Steuermünze! Sie aber brachten ihm einen Denar*, heißt es in Matthäus (Mt 22,18–19, Hervorhebung durch Verf.). In Markus 12,15 und Lukas 20,24 verlangt Jesus dann auch *explizit* nach einem Denar: Das Original lässt Jesus bei Matthäus also nach νόμισμα τοῦ κήνσου (Steuermünze) fragen und spezifiziert diese dann in allen drei belegten Fällen als δηνάριον (Nom. δηνάριος), die gebräuchlichste Mittelmünze im Römischen Reich des 1. Jahrhunderts für alltägliche Transaktionen, Soldzahlungen etc.<sup>33</sup> Und in der Tat: Der

29 Jones, Inflation, S. 203.

30 Gathercole, Gospel, S. 133.

31 Eine objektiv-wissenschaftliche Synopse des jungen und noch dynamischen Forschungsfeldes um das Judasevangelium liefert der Sammelband von Madelaine Scopello (Hrsg.), *The Gospel of Judas in Context. Proceedings of the First International Conference on the Gospel of Judas*, Paris, Sorbonne, October 27th–28th, 2006, Leiden / Boston 2008. Gathercole, Gospel, S. 109, oder auch der *Mainstream*: Rodolphe Kasser / Marvin Meyer / Gregor Wurst (Hrsg.), *The Gospel of Judas from Codex Tchacos*, Washington, D.C. 2006, S. 45. Die deutsche Übertragung dieses von der National Geographic Society gesponsorten Werkes übersetzt einfach „Geld“, vgl. Rodolphe Kasser / Marvin Meyer / Gregor Wurst (Hrsg.), *Das Evangelium des Judas aus dem Codex Tchacos*, 2006, Washington, D.C. 2006, S. 45 (hier identische Paginierung).

32 Lüdemann / Schleritt, Arbeitsübersetzung.

33 Entsprechende Textstellen in Nestle-Aland, *Novum Testamentum Graece*, 27. neubearb. Aufl. [1993] 2006. A. H. M. Jones, Inflation under the Roman Empire, in: *Economic History Re-*

*Zinsgroschen* war die zur Lutherzeit im wettinischen Sachsen zur Steuerzahlung offiziell anerkannte Münze (Steuermünze). Seit 1498/1500 geprägt und zwischen 1500 und 1540 offiziell auf einen Wert von 1/21 Rheinischen Goldgulden (fl Rh) geschlagen, galt diese Groschenmünze in Sachsen als besonders wertstabil und damit zur Steuer- und Abgabenzahlung besonders geeignet.

„Wer eine Gesellschaftsordnung zerstören will, muss zunächst ihr Geldwesen in Unordnung bringen“ meinte bereits Lenin<sup>34</sup>; schon 1756 hatte Johann Christoph Hirsch, ein Sammler numismatisch relevanter Urkunden der deutschen Geschichte seit dem Mittelalter, formuliert, es sei wohl ganz unumstritten, dass *das Müntzweesen eine von denen stärksten Grund-Säulen und vornehmsten Stuetzen seye, worauf die aeusserliche Wohlfarth und Glueckseeligkeit eines ganzen Staats oder Landes beruhe*.<sup>35</sup> Fast zeitgleich schreibt James Steuart, der „letzte Merkantilist“, Zeitgenosse und Autor von Adam Smiths großem Konkurrenzwerk (*An Inquiry into the Principles of Political Economy*, 1767), das

Muenzwesen des deutschen Reichs ist in einer so großen Verwirrung, daß sich darinnen bey nahe nichts bestimmtes findet, was ein Gulden sey. In Wien hat der diesen Werth; in Frankfurt einen andern; bey dem Wechsel einen dritten, in Sachsen einen vierten; und kurz in dem ganzen deutschen Kaiserthum sind Silbermuenzen, von gleichem Namen, von so verschiedenem Werthe, daß es fast nicht moeglich ist, den eigentlichen Werth des Guldens irgendwo auf irgend eine andre Art zu bestimmen, als daß man das Verhaeltniß anzeigt, in welchem er gegen Carolins und Dukaten steht, welche Muenzsorten nach ihrem Schrot und Korn am meisten bestimmt sind (1770).<sup>36</sup>

Es ist nun vergleichsweise irrelevant, ob das Geldwesen edelmetallgebunden ist oder nicht, also der monetäre Grundstock – der hier im Folgenden als Erweiterung des geldtheoretischen Zentralbankgeldes M1 bis M3 als *M0* (Münzgeld ohne Sichtguthaben, Wechsel und andere Instrumente des bargeldlosen Zahlungsverkehrs) bezeichnet werden soll<sup>37</sup>, maßgeblich für die Geldmenge ist, wie in Europa

view, Second Series, V (1953), S. 293–318, in leicht abgeänderter Form wieder abgedruckt in: A. H. M. Jones, *The Roman Economy. Studies in Ancient Economic and Administrative History*, Oxford 1974, S. 187–227, hier: S. 191f.

- 34 Zitiert nach: Werner Lachmann, *Stabiles Geld hat seinen Preis – Der Weg zur Europäischen Wirtschafts- und Währungsunion*, in: Ders. / Reinhard Haupt / Karl Farmer (Hrsg.), *Zur Zukunft Europas*, Berlin 2007, S. 178–206, hier: S. 185.
- 35 Johann Christoph Hirsch, *Des Teutschen Reichs Münz-Archiv* [...], Erster Theil, Nürnberg 1756, Vorrede, §1.
- 36 James Steuart, *Abhandlung von den Grundsætzen der Muenzwissenschaft mit einer Anwendung derselben auf das deutsche Muenzwesen aus der englischen Originalhandschrift uebersetzt*, Wien 1770, S. 26f.
- 37 Im gegenwärtigen Sprachgebrauch bezeichnet *M0* („narrow money“) alle von der Zentralbank geschaffenen liquiden Mittel, d. h. Bargeld und Einlagen der Geschäftsbanken bei der Zentralbank. Hier und im Folgenden soll *M0* lediglich *Bargeld im historischen Sinne von Münzgeld* meinen. Weitere Definitionen. „Unter Geld sind im folgenden immer die eigentlichen Zahlungsmittel zu verstehen, die die drei Grundfunktionen als Tauschmittel, Recheneinheit und Wertaufbewahrungsmittel erfüllen, d. h. für die Frühe Neuzeit insbesondere Münzgeld aller Art, aber auch Wechsel und Buchgeld. Unter Währung dagegen soll die Verfassung oder Ordnung des Geldwesens eines Landes verstanden werden, d. h. alle Regelungen hinsichtlich der Geldschöpfung, des Zahlungsverkehrs und der Wertbeziehungen im Inland und mit dem

bis zum Ende des Goldstandards allgemein üblich. In jedem Fall, d. h. in den meisten zeitlichen und geographischen Räumen Europas seit dem Mittelalter und der Wiedereinführung der Münzprägung nach dem Fall des Weströmischen Reiches gilt: *Stabiles Geld erzeugt nicht nur wirtschaftliche, sondern auch soziale Stabilität.*

Schlechtes Geld führt im Umkehrschluss zu einer Fehlallokation von Ressourcen und einer Ungleichverteilung wirtschaftlich-sozialer Leistungskraft und damit zu vielfältigen sozioökonomischen Asymmetrien im marktwirtschaftlichen

Ausland. Währungspolitik ist dementsprechend die Gestaltung dieser Regelungen durch die jeweiligen politischen Kräfte.“ (Gerhard). Als Kleingeld werden hier kleine und mittlere Sorten, also bis zu den Groschen/Batzen definiert. Der Begriff der *Währung* wird als synonym zu: „die gesetzliche Ordnung des Geldwesens eines Landes“, insb. hinsichtlich der Geldordnung, der Geldverfassung und des Geldsystems verstanden, „mit Vorschriften über a) den Annahmehzwang des Zahlungsmittels, b) die Form des Zahlungsmittels (z. B. Münze), c) die Deckung des Zahlungsmittels (z. B. Edelmetall), d) die Austauschbarkeit der (inländischen) Zahlungsmittel untereinander, d.h. die Festlegung der Zähl- oder Rechenweise, e) die Austauschbarkeit der (inländischen) Zahlungsmittel gegenüber dem Ausland, d.h. die Festlegung des Wechselkurses.“ (Schüttenhelm) Da im Reich Münzen sowohl aus Silber, als auch aus Gold geprägt wurden, i. d. R. aber keine gesetzlich fixierte, konstante Relation zwischen dem Gold und Silber bestand, ja Goldgulden ebenfalls im Kurs variabel waren, handelt es sich bei den im Reich in der Reformationszeit zirkulierenden Währungen in aller Regel um Parallelwährungen (Doppelwährung: fixe Gold-Silber-Ratio). Als Devaluation wird hier – in Abweichung etwa zu Schüttenhelm – allgemein der Zustand und auch die aktive Praxis von Geldentwertung definiert, sowohl in Form der (a) Verringerung des Münzfußes, als auch (b) der Abwertung im ‚Münzwechselkurs‘, d.h. in den offiziell fixierten Geldkursen. Beide Tatbestände korrelieren im Betrachtungszeitraum stark, sind also als funktional praktisch synonyme Effekte zur betrachten. Da es in der folgenden Arbeit nur um Münzen und Edelmetall geht, wird von verfeinerten Klassifikationsrastern hinsichtlich von Usancen wie im bargeldlosen Zahlungsverkehr üblich abgesehen. Die Austauschraten einzelner Münzen gegeneinander – unabhängig ob zwischen zwei verschiedenen Währungen oder zwischen zwei verschiedenen Nominalen innerhalb derselben Währung (etwa Groschen-Pfennige) werden vereinfacht als ‚Münzwechselkurse‘ bezeichnet (man könnte hier auch von Sortenkursen oder Geldkursen sprechen, da die deutschsprachige historische Forschung – nicht aber die angelsächsische, welche hier generell von *exchange rates* auch bei Münzkursen spricht – den Terminus des Wechselkurses für den bargeldlosen Zahlungsverkehr reserviert hat). Da das Publikum offizielle Edikte, Kurstabellen etc. nicht immer als bindend empfand, speisten sich Geldumlauf, Transaktionskasse und Zahlungssummen aus einem in der Komposition äußerst inhomogenem Konglomerat eigener und fremder Münzen. Grundsätzlich ergaben sich, je nach Angebot und Nachfrage nach einer bestimmten Münzsorte, variable Kurse, d. h. Marktpreise für die einzelnen Sorten, auch innerhalb bestimmter Währungssysteme, weshalb hier der wertneutrale *Terminus technicus* ‚Münzwechselkurs‘ alle Umwechslungstransaktionen von Münzen jeglicher Art beschreiben soll. Vgl. Hans-Jürgen Gerhard, *Miszelle: Neuere deutsche Forschungen zur Geld- und Währungsgeschichte der Frühen Neuzeit. Fragen – Ansätze – Erkenntnisse*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, LXXXIII (1996), S. 216–230, hier: S. 217. Hubert Emmerig, *Glossar zu Münztechnik und Münzverwaltung in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Zum frühneuhochdeutschen Wortschatz in ausgewählten Quellen (14. bis 17. Jahrhundert)*, hrsg. v. Reiner Cunz, Braunschweig 2006, S. 106; Joachim Schüttenhelm, *Der Geldumlauf im südwestdeutschen Raum vom Riedlinger Münzvertrag 1423 bis zur ersten Kipperzeit 1618. Eine statistische Münzfundanalyse unter Anwendung der elektronischen Datenverarbeitung*, Stuttgart 1987, S. 11f.

Austauschprozess. Dies umfassend zu belegen ist das Ziel der vorliegenden Arbeit. Bezugsraum ist das Reich mit Fokus auf Mittel- und Oberdeutschland (zur Begründung der Eingrenzungen s. u., Abschn. 2.2 bis 2.4). Der zeitliche Referenzrahmen wird durch das frühe Reformationszeitalter gebildet, da es hier zu vielfältigen ungleichgewichtigen Strukturwandlungs- und Anpassungsprozessen zwischen zwei wirkmächtigen Phasen oder Langzyklen kommt, welche die traditionelle Forschung als „Spätmittelalter“ und „Frühe Neuzeit“ benannt und die stärker wirtschaftshistorische Betrachtung als „mittelalterliche Agrarkrise“ und manchmal edelmetallinduzierte Deflation oder Depression auf der einen und „Preisrevolution“ bzw. „frühneuzeitliche Ausbauphase“ (Inflation) auf der anderen Seite bezeichnet hat. Dass die im Folgenden zu analysierenden Probleme in vielleicht ähnlicher Intensität in anderen Zeiten und anderen Räumen ebenfalls bestanden haben mögen ist denkbar und sogar wahrscheinlich. Eine entsprechende Erweiterung des Bezugsrahmens würde allerdings aus ersichtlichen Gründen den vorgegebenen und arbeitsökonomisch sinnvollen Rahmen der vorliegenden Analyse sprengen.

#### 1. HOHE GELDENTWERTUNG, VIELE AUFSTÄNDE (1470–1525): KOVARIANZ ODER KORRELATION?

Schlechtes Geld ist in der Tat ein Phänomen, welches die deutsche (und nicht nur die deutsche) Geschichte wiederholt heimgesucht hat.<sup>38</sup> Etwas lapidar formuliert eine vorzügliche neue Studie zum Reichsmünzwesen im 14. Jahrhundert, einer der Grundtatbestände des mittelalterlichen Geldwesens seien die „beständig veränderlichen Kursverhältnisse zwischen den Münzsorten“ gewesen.<sup>39</sup> Die grundlegenden sozialhistorischen und wirtschaftlichen Implikationen und Konsequenzen dieser im weitesten Sinne korrekten Feststellung hat die bisherige geldgeschichtliche, numismatische und auch allgemeinhistorische Literatur jedoch weitgehend ausgeblendet (vereinzelte Ausnahmen: siehe Übersicht in I.3). Aufstände und Revolten

38 In geraffter Form wurden die hauptsächlichen Vorüberlegungen präsentiert in: Philipp Robinson Rössner, Geld- und währungspolitische Probleme in Deutschland am Vorabend der „Preisrevolution“ (1470–1540). Quellenbefund und Forschungshypothesen, in: Angelika Westermann / Stefanie von Welser (Hrsg.), Beschaffungs- und Absatzmärkte oberdeutscher Firmen im Zeitalter der Welser und Fugger, Husum 2011, S. 287–309; Philipp Robinson Rössner, Armut durch Geldentwertung? Von der Deflation über die Devaluation zur Rebellion im Zeitalter der Reformation (1450–1550), Vortragsmanuskript für die Akten der Jahrestagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (GSWG, 2011), Hrsg. Günther Schulz, ersch. in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Beihefte (2012) und zuletzt: Philipp Robinson Rössner, Bad Money, Evil Coins? Coin Debasement and Devaluation as Instruments of Monetary Policy on the Eve of the ‘Price Revolution’, in: Ders. (Hrsg.), *Cities – Coins – Commerce. Essays in Honour of Ian Blanchard on the Occasion of his Seventieth Birthday*, *Studien zur Gewerbe- und Handelsgeschichte der vorindustriellen Zeit*, Bd. 31, Stuttgart 2012, S. 89–120.

39 Hendrik Mäkelar, Reichsmünzwesen im späten Mittelalter, Teil I: Das 14. Jahrhundert, Stuttgart 2010, S. 25.

sind ebenfalls ein über die Jahrhunderte wiederholt feststellbares Phänomen; am prominentesten ist sicher der Bauernkrieg von 1524–26, welcher von Blickle bewusst – und ganz zu Recht – terminologisch zu einer „Revolution“ überspitzt worden ist.<sup>40</sup> Doch hat es bäuerliche und städtische Unruhen in Deutschland und anderswo in Europa im späten 16., im 17. und im 18., sogar im 20. Jahrhundert gegeben.<sup>41</sup> Wenn man bedenkt, dass es allein in der eher als friedlich geltenden Provence zwischen 1596 und 1715 „mindestens 374 lokale Aufstände“ gegeben hat, oder in Oberösterreich zwischen 1356 und 1849 circa 62 Aufstände, von denen sich mindestens drei als überregionale Unruhen oder „Kriege“ entwickelten, könnte man bäuerliche und städtische Unruhen pointiert gleichsam als dem vorindustriellen Deutschen Reich (wie auch weiten Teilen Europas) immanent, also als eine Art Systemkonstante bezeichnen.<sup>42</sup> Doch *häuften* sich diese beiden Strukturelemente – Geldverschlechterung auf der einen, Unruhen auf der anderen Seite – im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert; sie wurden sozusagen zu einem Charakteristikum der Zeit. Zwischen etwa 1470 und 1530 waren sowohl die Entwertungsraten der umlaufenden Münzgelder als auch die Zahl der bekannten Aufstände im Reich besonders hoch (vgl. Tabelle 1).<sup>43</sup>

40 Peter Blickle, *Die Revolution von 1525*, 4. Aufl. München 2004.

41 Noch in den 1920er Jahren plünderten die als „schwarze Fahne“ bezeichneten Gruppen norddeutsche Finanzämter; eine Protestreaktion gegen geänderte Einkommenssteuerrichtlinien für Landwirte, vgl. Friedrich-Wilhelm Henning, *Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands*, Bd. 3: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Teil 1: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik 1914 bis 1932, Paderborn et al. 2006, S. 523. Für die frühneuzeitlichen und mittelalterlichen Aufstände: Werner Troßbach, *Bäuerlicher Widerstand in deutschen Kleinterritorien zwischen Bauernkrieg und Französischer Revolution: Einige Bemerkungen zu Formen und Gegenständen*, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, XXXV,1 (1987), S. 1–16; Winfried Schulze, *Bäuerlicher Widerstand und feudale Herrschaft in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart / Bad Cannstatt 1980; Claudia Ulbrich, *Agrarverfassung und bäuerlicher Widerstand im Oberrheingebiet*, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, XXX, 2 (1982), S. 149–167, hier insb. S. 149. Wolfgang Reinhard, *Theorie und Empirie bei der Erforschung frühneuzeitlicher Volksaufstände*, in: Winfried Schulze (Hrsg.), *Europäische Bauernrevolten der frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1982, S. 66–99; Winfried Schulze, *Europäische und deutsche Bauernrevolten der frühen Neuzeit – Probleme der vergleichenden Betrachtung*, in: ebd., S. 10–62.

42 Nachweise nach Ernst Bruckmüller, *Europäische Bauernaufstände. Zur Phänomenologie der europäischen Bauernaufstände des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit*, in: Peter Feldbauer / Hans-Jürgen Puhle (Hrsg.), *Bauern im Widerstand*, Wien / Köln / Weimar 1992, S. 45–78; G. Grüll, *Bauernkriege, Aufstände und Revolten im Lande ob der Enns*, in: Alfred Hoffmann (Hrsg.), *Bauernland Oberösterreich*, Linz 1974, S. 76–95.

43 Peter Blickle, *Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300–1800*, 2. Aufl. München 2010, S. 7–34; Ders., *Bäuerliche Erhebungen im spätmittelalterlichen deutschen Reich*, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, XXVII,2 (1979), S. 208–231, hier: S. 208, 211, 213, und Ders. / Cathleen Catt, *Peasant Revolts in the German Empire in the Late Middle Ages*, in: *Social History*, IV (1979), S. 223–239, und Thomas F. Sea, *The Swabian League and Peasant Disobedience before the German Peasants' War of 1525*, in: *Sixteenth Century Journal*, XXX (1999), S. 89–111, hier: S. 97f.; Peter Bierbrauer, *Bäuerliche Revolten im Alten Reich. Ein Forschungsbericht*, in: Peter Blickle et al. (Hrsg.), *Aufbruch und Empörung?*

**Tabelle 1: Kovarianz oder Korrelation? – Die Fragestellung**

Quellen: siehe Fußnote 38.

	Zahl der bekannten Aufstände im Reich	Entwertungsraten (%)
1400–1424	1	–0,57
1425–1449	6	
1450–1474	6	
1475–1499	8	–0,65
1500–1525	18	

Immer häufiger gaben – ob im Umfeld dieser Unruhen oder in Friedenszeiten – sog. *Gravamina* und andere Beschwerdeschriften den Unmut der Bevölkerung über ein desolates Münzwesen wieder. Allgemein gehörten solche Beschwerdeschriften, in welchen die Münzfrage nur einen unter vielen Tagesordnungspunkten bzw. Forderungen ausmachte, zur „politischen Kultur“ der Zeit (P. Blickle): Sie waren gewissermaßen institutionalisiert.<sup>44</sup> Dennoch stellten sie keine kanonische Leier dar; sie bezogen sich auf jeweils akute reale Probleme der Betroffenen. Um 1500 wurde das Münzwesen dann auf Reichsebene zunehmend thematisiert. Die Reichsabschiede von 1495, 1497, 1498, 1500, 1512 beschäftigten sich mit dem Thema; nach einer Lücke wurde das Münzwesen dann wieder 1524 in der Esslinger Reichsmünzordnung – einer der großen politischen Utopien der Zeit – aufgegriffen (Man machte sich ernsthafte, aber gänzlich unbegründete Hoffnungen, die münz- und währungspolitischen Probleme der Zeit seien auf Reichsebene koordinierbar, vgl. Kap. IV). Eine weitere Häufung gab es erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.<sup>45</sup> Gibt es hier Zusammenhänge? Konkreter formuliert: Welche sozioökonomischen Konsequenzen ergaben sich aus dem Vorhandensein eines (a) schlechten und (b) fragmentierten Geldwesens im Zeitalter von Renaissance und Reformation? Und warum traten diese Probleme *kumulativ* gerade gegen Ende des sog. „Spätmittelalters“ und an der Wende zur sog. „Neuzeit“ auf? Diese Fragen will die vorliegende Arbeit klären oder zumindest eine von vielen möglichen Antworten diesbezüglich liefern.

Seit der Entdeckung der historischen Dimension von Globalisierung und Finanzkrisen durch den Buchmarkt erfahren populärwissenschaftliche Werke über Welthandel und Finanzmanipulationen eine gewisse Konjunktur.<sup>46</sup> Nicht immer

Studien zum bäuerlichen Widerstand im Alten Reich, München 1980, S. 1–68, hier: insb. S. 26–28, und tabellarische Übersicht im Anhang (S. 62–68). Entwertungsraten: Rainer Metz, *Geld und Geldwert in Mitteleuropa 1350–1800*, Lübeck 2006.

44 Zuletzt etwa: Peter Blickle, *Beschwerden und Polizeien. Die Legitimation des modernen Staates durch Verfahren und Normen*, in: Ders. / Peter Kissling / Heinrich Richard Schmidt (Hrsg.), *Gute Policey als Politik im 16. Jahrhundert. Die Entstehung des öffentlichen Raumes in Oberdeutschland*, Frankfurt a. M. 2003, S. 549–568, hier: S. 551.

45 Vgl. Kap. IV.

46 Beispielhaft etwa: William J. Bernstein, *A Splendid Exchange: How Trade shaped the World*, New York 2008, und für den deutschen Sprachraum die durchaus lesenswerte, aber natürlich grob verallgemeinernde Darstellung von Bernd Fuhrmann, *Mit barer Münze. Handel im Mittelalter*, Darmstadt 2010.

bedenkt das Publikum, dass in der Regel bzw. buchhalterisch beide jeweils gegenläufige Ströme darstellen, bezogen auf einzelne Transaktionen. Oft wird der Finanzsektor als vom Warenssektor abgekoppelt betrachtet: „Geld macht Geschichte“<sup>47</sup>, so ein neu erschienener Buchtitel 2010. Nach den Finanzkrisen 2008–2010, welche scheinbar getreu dem Muster eines Kondratieff-Zyklus<sup>48</sup> auf die vorangegangenen so bezeichneten Großen Depressionen (1873, 1929–32) folgten, befindet sich der sogenannte „Kapitalismus“ im Zeitalter der sogenannten „Globalisierung“, zumindest was sein Image betrifft, in der Defensive. Die Gründe hierfür liegen zum großen Anteil im Geldwesen, welches einen entschiedenen Anteil am Einbruch der gesamtwirtschaftlichen Leistung zumindest 1929/32 und 2008 gehabt hat. Und obgleich das Geldwesen der entwickelten Volkswirtschaften des 21. Jahrhunderts nicht mehr auf dem Metallismus, d. h. dem Warengeld<sup>49</sup>- bzw. Edelmetallprinzip gründet, wonach sich die Kaufkraft der Zahlungsmittel aus dem Wert des in ihnen enthaltenen Edelmetalls ableitet, sondern allein fiduziär ist, also durch das auf die zirkulierenden Noten und Münzen gedruckte bzw. geprägte Wertversprechen der ausgebenden Notenbank gegeben ist, gibt es hier und dort auffallende Parallelen auch in der vorindustriellen Zeit.

1540 zum Beispiel schreibt Martin Luther an seine Frau Katharina in Wittenberg, *wir haben zu hofe nicht einen pfennig klein münze = mügen haben so wenig als yhr zu Wittemberg habt. [...] Es were aber gut, das die leute anfiengen selbs die Mercker zu meiden, wie die Schottenpfenning, Denn sie thun ia zu grossen Schaden diesem Fürstenthum, weil einer nicht v Heller wird ist.*<sup>50</sup> Warum macht Luther diese Randbemerkung? Hierzu muss man das Lutherzitat in zwei Komponenten zerlegen. Erstens: es bestand möglicherweise wirklich ein Mangel an Kleingeld (*Wir haben zu hofe nicht einen pfennig klein münze*). Zweitens: es bestand in jedem Falle ein Mangel an gutem, das heißt wertbeständigem Kleingeld (*die Schottenpfenning, Denn sie thun ia zu grossen Schaden diesem Fürstenthum, weil einer nicht v Heller wird ist*). Bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts gibt es Quellen, welche von einer akuten Knappheit an Zahlungsmitteln in Deutschland berichten.<sup>51</sup> Viel wichtiger, bzw. umfangreicher überliefert sind aber

47 Alexander Jung / Dietmar Pieper / Rainer Traub (Hrsg.), Geld macht Geschichte. Kriege, Krisen und die Herrschaft des Kapitals seit dem Mittelalter, München 2010.

48 Nikolai D. Kondratjew, Die langen Wellen der Konjunktur, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, LVI (1926), S. 573–609.

49 Eine knappe Übersicht findet sich in Angela Redish, Bimetallism. An Economic and Historical Analysis, Cambridge et al. 2000. Vom Warengeld spricht z. B. Walter Eucken, Die Grundlagen der Nationalökonomie [Jena 1939] Bad Godesberg 1947, S. 184–193; andere ältere numismatische Übersichten sprechen von der „stoffwertbedingten Geldsubstanz“ in Abgrenzung von der „funktionsberechtigten Geldsubstanz“ (*fiduziäres Geld*): Hans Gebhart, Numismatik und Geldgeschichte, Heidelberg 1949, S. 62–88; Pierre Vilar, Gold und Geld in der Geschichte. Vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, München 1984, S. 43. Freilich wird die Rolle des Goldes als Währungsmetall in diesem Werk überbetont.

50 Kopie des Briefs nach ThHStA Weimar, Reg N, pag. 109, Nr. 42 2D2, f. 2f.

51 Rolf Sprandel, Das mittelalterliche Zahlungssystem nach hansisch-nordischen Quellen des 13.–15. Jahrhunderts, Stuttgart 1975, S. 129.

die Hinweise auf schlechtes Geld, also weniger die Kleingeldknappheit an sich<sup>52</sup>, sondern die mangelnde Fähigkeit, die zirkulierenden Gelder als Wertaufbewahrungs- und Zahlungsmittel so zu nutzen, dass keinem ein Nachteil entsteht. Aus heutiger Sicht ist eine solche Fragestellung geradezu widersinnig: ein Euro ist immer 100 Cent wert, gleichwohl ob dies griechische, finnische oder deutsche Euro-Cents sind. Niemand würde auf die Idee kommen, griechische Euro-Cents mit einem Disagio zu handeln, etwa bei Forderungen in der Bundesrepublik, welche auf Euro lauten, die aber in Cent-Münzen beglichen werden, dann 105 anstatt 100 Cents zu verlangen, wenn keine deutschen, sondern griechische Cent-Münzen hingegeben werden etc. Der schiere Gedanke an ein solches Szenario erscheint absurd; in der Welt der Reformationszeit waren die Dinge aber grundverschieden und aus heutiger Perspektive mit multiplen Paradoxien behaftet, von ihren realen Auswirkungen durchaus unserem hier geführten „absurden“ Gedankenspiel vergleichbar. In einer Vielzahl bäuerlicher und städtischer Beschwerdeschriften an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit tauchen nämlich *Münzfragen* denn auch als zentrale Komponente der von den Erstellern als drückend empfundenen sozio-ökonomischen Lage auf. Solche Gravamina sprechen häufig von „böser“, „schwarzer“<sup>53</sup>/*swarter* oder „schlechter“ Münze. Sie finden sich spätestens im Bauernaufstand in Innerösterreich (1458/62), im Alpenraum um 1500/3, im Armen Konrad in Württemberg 1514, sowie quer über Deutschland verteilt im Bauernkrieg (1524–26). Auch die Obrigkeiten sprechen häufig von *böser Muntze*, etwa die Räte Herzog Wilhelms von Sachsen auf dem Probationstag zu Leipzig 1470. Die Akten, welche im Umfeld des Zeitzer Ständetages 1525 entstanden und die Meinung der Ritterschaft wiedergaben, forderten, es sei *dy frembd böß muntz auszuroten*.<sup>54</sup> Die Stadtbücher von St. Gallen bemängeln nach 1508, dass während

52 Thomas J. Sargent / François R. Velde, *The Big Problem of Small Change*, Princeton 2003.

53 In der Regel *billon*, d. h. Münzen, deren Nichtedelmetallgehalt (meist Kupfer) 50% überstieg. Vgl. John H. Munro, *Billon – Billoen – Billio: From Bullion to Base Coinage (An Essay in Numismatic Philology)*, in: *Revue belge de philologie et d'histoire / Belgisch tijdschrift voor filologie en geschiedenis*, LII (1974), S. 293–305. So beschäftigte sich der Nürnberger Rat etwa 1442 mit „schwarzer“ Münze. Ernst Scholler, *Der Reichstadt Nürnberg Geld- und Münzwesen in älterer und neuerer Zeit (Ein Beitrag zur reichstädtischen Wirtschaftsgeschichte)*, Nürnberg 1916, S. 125. Der Münzvertrag von Baden 1509 spricht von „bösen“ Konstanzer, Churer, Bayerischen und Haller Pfennigen. Vgl. Julius Cahn, *Münz- und Geldgeschichte der im Großherzogtum Baden vereinigten Gebiete, Teil I: Konstanz und das Bodenseegebiet im Mittelalter*, Heidelberg 1911, S. 343. Vgl. auch den Wortlaut des Münzvertrages der Städte Ulm, Überlingen, Memmingen, Ravensburg, Kempten, Isny und Leutkirch von 1501, ebd., S. 419–424, hier: S. 419. Die Regensburger Dombaurechnungen sprechen 1459 von *pöser, falscher münz, münss poser* etc. Vgl. Joseph Rudolf Schuegraf, *Nachträge zur Geschichte des Domes von Regensburg und der dazu gehörigen Gebäude, 1. Regensburger Dombau-Rechnung vom Jahre 1459 mit Anmerkungen und angehängter Regensburger Steinmetz-Ordnung v. J. 1514, 2. Berichtigungen und Rechtfertigungen zu den beiden Bänden der Geschichte des Domes, in: Verhandlungen des Historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg, XV (NF VIII) (1855), S. 1–294, hier: S. 30, 75.*

54 Paul Bamberg, *Beiträge aus sächsischen Archiven zur Münzgeschichte des Landes Braunschweig und seiner Städte / Weiteres über die braunschweigischen Beisprüche zu sächsischen*

des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts *jmerzû für und für vil boeß klains gelts herin kompt und herpracht wirt*.<sup>55</sup> Die Konstanzer Stadtrechnungen führen – allerdings erst um 1550 – sogar einen eigenen Buchungsposten für „böses Geld.“<sup>56</sup> Auch anderswo, etwa in Flandern, welches aufgrund der Überbewertung des Silbers und einer positiven Zahlungsbilanz mit Westeuropa im ausgehenden 15. Jahrhundert verhältnismäßig gut mit Edelmetall versorgt war, findet man diese Bezeichnungen in den Quellen – und im Vergleich dazu auch „gute“ Münzen in den Buchführungen und Abrechnungen oder Rechnungsbüchern von Kaufleuten.<sup>57</sup> Aber worum handelte es sich hier genau?

*Swarte* Münze lässt sich ganz einfach als Kleingeld identifizieren, zumeist Heller, deren Kupfergehalt anteilmäßig den des Edelmetalls (Silber) weit überstieg (*vellon, billon*), wie etwa bei den 1498 in Konstanz ausgebrachten Hellern der Fall.<sup>58</sup> Doch was ist mit „böser“ Münze genau gemeint? – Eines darf als sicher gelten: Die genannten Beschwerden wenden sich nicht gegen eine dem Geld an sich zugeschriebene, gleichsam metaphysische Qualität, wie man sie allzu eifertig mit dem Geld verbindet.<sup>59</sup> Zwar werden dem Geld bisweilen magische Qualitäten zugesprochen; in der abendländischen Mythologie ist Geldschöpfung als wundersame bis magische Geldvermehrung häufig eine Domäne des Teufels, der sich um Mitternacht auf dem Kirchhof umhertreibt<sup>60</sup> (vermutlich, weil Münzschatze häufig auf Friedhöfen vergraben wurden). Auch aus kulturhistorischer Sichtweise, wie sie hinsichtlich der Währungspolitik seit jüngster Zeit etabliert ist<sup>61</sup>, kann man dem Problem wenig abgewinnen. Kaum geht es auch um psycho-

- Groschen im 15. Jahrhundert, Berlin 1940, S. 5f. Woldemar Goerlitz (Bearb.), Staat und Stände unter den Herzögen Albrecht und Georg 1485–1539, Berlin 1928, S. 512.
- 55 Zitiert nach: Magdalen Bless-Grabher (Hrsg.) / Stefan Sonderegger (Mitarb.), Die Rechtsquellen des Kantons St. Gallen, II: Teil: Die Stadtrechte von St. Gallen und Rapperswil, Erste Reihe: Die Rechtsquellen der Stadt St. Gallen, Bd. 1: Die Stadtbücher des 14. bis frühen 17. Jahrhunderts, Aarau 1995, S. 267 (Einträge ab 1508, [82] *Klaingelt*).
- 56 Otto Feger, Zur Konstanzer Finanzgeschichte im Spätmittelalter, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, CXI (1963), S. 177–239, hier: S. 201 und Fußn. 77 (S. 236).
- 57 Vgl. Alison Hanham, *The Celys and their World. An English Merchant Family of the Fifteenth Century*, Cambridge et al. 1985, S. 170.
- 58 Diese Heller wogen nach Cahn 0,25 g mit einem Feinsilberanteil von 0,045g Ag. Praktisch haben wir es hier also mit Kupfermünzen zu tun. Cahn, Münz- und Geldgeschichte I, S. 307.
- 59 Dies ist eine Perzeption mittelalterlicher Zeitgenossen, die einige Kulturhistoriker und Mediävisten unlängst entdeckt haben wollen, welche aber für die vorliegende Thematik gänzlich in die Irre führt. Etwa Hermann Kamp, Gutes Geld und böses Geld. Die Anfänge der Geldwirtschaft und der ‚Gabentausch‘ im hohen Mittelalter, in: Klaus Grubmüller / Markus Stock (Hrsg.), Geld im Mittelalter. Wahrnehmung – Bewertung – Symbolik, Darmstadt 2005, S. 91–112.
- 60 Vgl. die diesbezüglichen Lemmata in: Johannes Bolte et al. (Hrsg.), Handwörterbuch des Deutschen Märchens, Berlin / Leipzig 1934, S. 465–506. Für England: Iona Opie / Moira Tatem (Hrsg.), *A Dictionary of Superstitions*, Oxford / New York 1989, S. 259f., Helmut Hiller, *Lexikon des Aberglaubens*, München 1986, S. 72, 154.
- 61 Vgl. dazu Bernhard Löffler (Hrsg.), *Die kulturelle Seite der Währung (=Historische Zeitschrift/Beihefte, 30)*, München 2000. Darin insb. Bernhard Löffler, Währungsgeschichte als Kulturgeschichte? Konzeptionelle Leitlinien und analytische Probleme kulturhistorischer Ansätze auf wirtschafts- und währungsgeschichtlichem Feld (S. 3–36).

pathologische und sexuell aufgeladene Charakteristiken des Geldes.<sup>62</sup> Eine historisch-anthropologische bzw. kulturanthropologische Betrachtung des Problems hilft hier auch nicht weiter.<sup>63</sup> Im Gegenteil, die hier genannten Beschwerden richteten sich zwischen 1460 und 1525 ganz konkret und objektiv gegen *schlechtes* Geld, d. h. im Feingehalt (Silber) unterwertig ausgeprägte und im mittel- bis langfristigen Zeitverlauf progressiv verschlechterte Klein- (Pfennige) und Mittelnominale (Groschen, Batzen) mit niedrigem, d. h. stark diskontierten Zukunftswert. Denn in den Quellen tauchen durchaus auch als Gegenpol der Dichotomie die *erbern, redlichen muntz* auf.<sup>64</sup> Es ist nun schwierig bis unmöglich, eine Gesamtbilanz über den Anteil schlechter (im Zukunftswert diskontierter) Münzen am Gesamt bargeldumlauf der Zeit zu erstellen. Und: Die Durchsicht der bekannten Rechnungsbücher aus dem kaufmännischen Bereich würde *prima facie* wohl suggerieren, dass man es hier mit einem randständigen Problem zu tun hat. Nun waren Kaufleute aber am ehesten in der Lage, sich effektiv gegen Kaufkraft- und Wertverluste aufgrund schlechten Kleingeldes in ihrer Transaktionskasse abzusichern; zum einen, da Kleingeld im Wirtschafts- und Geschäftsrhythmus des Kaufmanns ohnehin eine eher randständige Bedeutung genoss; zum anderen, da Kaufleute die Annahme schlechter Münzen so weit als möglich verweigerten (oder diese stark diskontierten) – wenn sie rational agierten. Die Präsenz der Thematik in den Beschwerdeschriften und Gravamina der Zeit, insbesondere aus dem bäuerlichen Umfeld, ebenso wie die Tatsache, dass die schlechte Münze Gegenstand der Reichstagsverhandlungen der 1520er Jahre wurde (Kapitel IV) suggerieren nun aber ganz im Gegenteil, dass schlechte Münzen ein durchaus gravierendes und systemdestabilisierendes Problem um 1500 dargestellt haben dürften, da sie weite Kreise der Bevölkerung – die *keine schriftliche Buchführung, Quittungen und Rechnungen hinterließen* – bisweilen akut ökonomisch benachteiligten: die Kreise der Bevölkerung nämlich, denen alternative Zahlungsweisen und Risikoabwehrmethoden nicht, oder nicht im selben Maße wie den Kaufleuten etc. zur Verfügung standen. Sie mussten mit dem zunehmend schlechteren Kleingeld, welches um 1500 umlief mehr oder weniger vorliebnehmen.

Dabei ging es den Zeitgenossen gar nicht – oder nicht primär – um eine moralisch-ethisch konnotierte Dichotomie (selbstverständlich *wird* böse in anderen Kontexten des 16. Jahrhunderts auch als dichotomisch zu *fromm* verwendet).<sup>65</sup>

62 Vgl. Jochen Hörisch, Art. Geld in: Christoph Wulf (Hrsg.), Vom Menschen – Handbuch der Historischen Anthropologie, Weinheim / Basel 1997, S. 678–686; Ders., Gott, Geld, Medien. Studien zu den Medien die die Welt im innersten zusammenhalten, Frankfurt a. M. 2004.

63 Etwa Axel T. Paul, Der Tausch, die Zahlung und die Münze. Über einige Schwierigkeiten und Wegmarken beim Versuch eine Geschichte des Geldes zu schreiben, in: Wolfgang Reinhard / Justin Stagl (Hrsg.), Menschen und Märkte. Studien zur historischen Wirtschaftsanthropologie, Wien / Köln / Weimar 2007, S. 33–52; auch: Ders., Die Gesellschaft des Geldes. Ein Entwurf einer monetären Theorie der Moderne, Wiesbaden 2004.

64 Cahn, Münz- und Geldgeschichte I, S. 419 (Münzvertrag von 1501).

65 So etwa 1525 in den Bamberger Chroniken: *und het kein unterscheid zwischen frummen und boesen*, Anton Chroust (Hrsg.), Chroniken der Stadt Bamberg, 2. Hälfte: Chroniken zur Geschichte des Bauernkrieges und der Markgrafenfehde in Bamberg, mit einem Urkundenanhang, Leipzig 1910, S. 84.

Hier ging es vielmehr um eine praktische Scheidung: den Begriff *bose* verwandten Zeitgenossen im wirtschaftlichen Umfeld häufig als Äquivalent zu „buchungsmäßig abzuschreiben“, d. h. „wertlos“ im Wortsinne, etwa wenn es um Schulden ging, oder auch *boße Scheunen und boße Stelle, di mir einvallon und abebreche*, wie es in der „Steuererklärung“ bzw. Selbstschätzung des kursächsischen Adligen Seiffard von Lüttichau zu Kmehlen 1474 heißt.<sup>66</sup> *Bose muntz* ist also zunächst eine Münze, deren faktische Kaufkraft stark von ihrer nominellen Kaufkraft abweicht (ausgedrückt etwa durch das aufgeprägte Wertversprechen: *~dies ist ein Heller, ~dies ist ein Pfennig etc.*), wobei nicht immer eindeutig festzustellen ist, ob die betreffenden Münzen lediglich alt und abgenutzt<sup>67</sup> oder von vorneherein auf einen schlechteren Standard als den gegenwärtigen (oder gesetzlich fixierten) gemünzt waren.

Und doch wohnt dem Begriff *böse* viel mehr inne als seine bloße buchhalterische Bedeutung. Die etymologischen Forschungen Jakob und Wilhelm Grimms definieren die Bedeutung von „böse“ zwar unter anderem mit *das schmerzende, wehthuende und kann dann oft mit schlimm tauschen* – hier geht es insbesondere um Krankheiten bzw. Defekte am Körper und einzelner Glieder (Finger, Arm, Zahn etc.); schon 2 Mos. 9, 9 spricht von *böse(n) schwarze(n) blattern, beide an menschen und vieh*; ja Satan ist sogar der biblische böse Feind. Die Analogie bzw. Doppeldeutigkeit des Begriffs im Sinne des heilsgeschichtlich bösen und der buchungsmäßigen Charakters der Zwangsabschreibung wird den biblisch versierten Zeitgenossen um 1500 durchaus bewusst gewesen sein, wenn sie schlechte Klein- und Kupfermünzen, welche zudem äußerlich häufig schwarz bzw. geschwärzt waren, als „böse“ bezeichneten. *Böse* konnte aber zudem auch die Bedeutung von „listig“ im Sinne des Täuschens bedeuten; alle diese (Be)Deutungen werden dem Begriff des schlechten Geldes und seiner Sozioökonomik um 1500 durchaus gerecht, wie insbesondere die Ausführungen in Kapitel III und IV zeigen werden.<sup>68</sup>

- 66 So unterscheidet die Buchführung der Konstanzer Firma Grimmel um 1550 Forderungen in *gutt, zweiffelhefftig* und *böß* und als komplett abzuschreiben: *verlorne* Schulden. Frank Göttmann / Andreas Nutz (Hrsg.), *Die Firma Felix und Jakob Grimmel zu Konstanz und Memmingen. Quellen und Materialien zu einer oberdeutschen Handelsgesellschaft aus der Mitte des 16. Jahrhunderts* (=Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit, Bd. XX), Stuttgart 1999, S. 35, 41–56 (Liquidationsbilanz). Vgl. auch urkundliche Nachweise in Walter Möllenberg, *Urkundenbuch zur Geschichte des Mansfeldischen Saigerhandels im 16. Jahrhundert*, Halle / Saale 1915, S. 37, 43 (Gutachten der Grafen Mansfeld um 1524). Rechenzettel des Seiffard von Lüttichau abgedruckt in: Günther Franz (Hrsg.), *Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes im Mittelalter*, Berlin 1967, S. 228.
- 67 Eddy Van Cauwenberghe / Didier Haenecaert, *Mintage and Coin Circulation in the Southern Low Countries (14th–18th Centuries). Some Theoretical Reflections*, in: Eddy Van Cauwenberghe / Franz Irsigler (Hrsg.), *Münzprägung, Geldumlauf und Wechselkurse / Minting, Monetary Circulation and Exchange Rates. Akten des 8th International Economic History Congress Section C 7* (Budapest 1982), Trier 1984, S. 151–181, hier: S. 162.
- 68 *En detail*, unter akribischer Zitation historischer und literarischer Beispiele seit dem Alten Testament: *Deutsches Wörterbuch* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. 16 Bde. [in 32 Teilbänden], Leipzig: S. Hirzel 1854–1960, Bd. 2, Sp. 248–258, abgerufen in der Online-Version [11.08.2010].

Dabei kristallisieren sich zwei technische Details des zeitgenössischen Münz- und Geldwesens heraus, welche sich als sozioökonomische Asymmetrien quer durch die zeitgenössische Gesellschaft zogen, ohne dass die historische oder ökonomische Forschung dies bislang klar herausgestellt hätte: (1) Erstens schied der Geldgebrauch, bzw. die Summe der monetär und über Marktbeziehungen verhandelten Transaktionen zunächst zwischen *Rechengeld* und *Zahlungsmedium*. Diese Tatsache ist wohlbekannt, aber nicht immer wohl beachtet, wie die Diskussion entsprechender Literaturbeispiele in Kapitel IV zeigt. Gerechnet wurde in häufig nicht als Münze existierenden, starren Relationen, etwa Pfund Heller, Schilling Heller, Rheinischer Goldgulden zu 21 Groschen (gr) etc.; gezahlt wurde ganz anders, nämlich in Klein- und Mittelmünze, etwa Pfennigen, Hellern, Kreuzern. (2) Erscheint die vorangegangene Aussage noch weitgehend trivial – sie beinhaltet noch viel mehr an nicht Trivialem. Die Relationen dieser Kleinmünzen gegen die nächsthöheren Nominale, zumindest aber gegenüber dem Rechengeld waren grundsätzlich variabel. Dies ist nur insoweit verblüffend oder bemerkenswert, als viele Quellen rein oberflächlich den Eindruck vermitteln, es habe innerhalb des Reiches zwar verschiedene Währungssysteme gegeben: im Süden vornehmlich das Gulden-Kreuzer-System, in Mitteldeutschland das Gulden-Groschen-System usw., dass aber die Relationen zwischen den Nominalen (Nominalstufen) im Zahlungsverkehr dann auch so eingehalten worden seien, wie in den offiziellen Quellen (Edikte) und Rechnungen oder Buchführungen verwendet. Sie seien gleichsam monolithisch gewesen. Konkret also, dass in Mitteldeutschland um 1500 die Relation zwischen dem Gulden zu 21 Groschen zu 252 Pfennigen etc. so konstant gewesen seien, wie man das in den Buchungen und Rechnungen niedergeschrieben findet, und jeder auch nach diesen Maßstäben gerechnet und agiert habe usw.

Ein genauerer Blick in die Quellen aber zeigt, dass dies praktisch niemals der Fall gewesen ist. Und hier erschließt sich die Bedeutung von Spiegelquellen, also all' jenen Quellen, welche abseits der strukturgeschichtlich relevanten Überlieferung der Numismatiker (z.B. Münzfunde und ihre wissenschaftliche Dokumentation, sog. *corpora* etc.; ferner Valuationstabellen, Edikte und andere offizielle Dokumente der Kanzleiüberlieferung einzelner Staaten oder Stände) entstanden sind. Diese Quellen bestätigen, oder – was viel häufiger der Fall ist – konterkarieren die offizielle Überlieferung, und zwar oftmals in so auffälligem Maße, dass berechtigte Zweifel zumindest an der normativen Quellenüberlieferung der Zeit angebracht sind. Geldgeschichte lässt sich eben nicht ausschließlich über numismatisch relevante Quellen schreiben (ebenso wenig wie sich politische oder ganz allgemein institutionelle Geschichte nicht ausschließlich über die Überlieferung „von oben“, also der jeweils untersuchten Institution und den erlassenen Gesetzen, Normen und Erlassen schreiben lässt).<sup>69</sup> Die in den offiziellen fürstlichen Kanzleiakten und Edikten und städtischen Ratsakten proklamierten und publizierten

69 Ein Paradebeispiel für eine strukturelle Überinterpretation normativer Quellen ist Winfried Dotzauer, *Die deutschen Reichskreise (1383–1806)*, Stuttgart 1998. Die Abschnitte über die Reichskreise als ‚Währungsräume‘ beruhen nahezu ausschließlich auf der Reichs- und Kreisüberlieferung und bleiben dadurch völlig aussagefrei, was die faktische Umsetzung und Ausgestaltung von Kreiswährungspolitik betrifft.

Sorten- oder Austauschraten – nicht nur der heimischen gegen fremde Geldstücke, sondern auch der Sorten oder Nominalstufen innerhalb eines funktional homogenen und genau abgestuften Währungssystems (also sächsische Groschen zu sächsischen Pfennigen, sächsische Silbergulden zu sächsischen Groschen etc.) – waren grobe Richtwerte, von denen sich die Fürsten oder Münzherren erhofften, der Zahlungsverkehr würde sich ungefähr an sie halten. Das Publikum hatte teilweise ganz anders gelagerte Interessen, und je nachdem, welche Partei in der Lage war, ihre Interessen in ihrem Sinne zu durchzusetzen, bildeten sich fallspezifisch sehr unterschiedliche Szenarien und Wechselkurse, welche von den normativen Vorgaben stark variieren konnten (Kapitel III und IV).

Schwierigkeit bietet damit an sich schon die Semantik. Dass die moderne Terminologie von Währung, Wechsel- und Sortenkursen nicht einfach auf das Reich um 1500 übertragen werden kann, liegt nahe. Die Tatsache, dass selbst innerhalb der einzelnen Währungssysteme bzw. Wirtschaftsräume, welche zumeist territorial, d. h. durch den Inhaber des Münzregals, und evtl. überstaatliche Zusammenschlüsse, also Währungsunionen, Münzvereine bzw. per Oktroi gehandhabte Währungsregionen (Sachsen, Kapitel III) organisiert waren, die Groschenkurse gegen die Gulden und die Pfennigkurse gegen die Groschen variieren konnten, ist eines der zentralen Elemente der Währungsstruktur des Reiches um 1500 – und eine der grundlegenden Ursachen für zahlreiche sozioökonomische Asymmetrien der Zeit. Vielfach waren diese Relationen nicht bloß im Zeitverlauf variabel, sondern situationspezifisch verhandelbar. Effektiv handelte es sich hier also um das, was die moderne Forschung als *Wechselkurse* oder *Sortenkurse* bezeichnen würde. Wenn Groschen unterschiedlicher Münzherren, etwa sächsischer Zinsgroschen, Mansfelder Groschen oder böhmischer Groschen gegeneinander getauscht oder vermischt im Zahlungsverkehr eingesetzt wurden, handelte es sich – nach moderner Systematik – ebenfalls um unterschiedliche Währungen, d. h. Wechselkurse. Nun hat die historische Forschung den Terminus des *Wechselkurses* denjenigen Preisnotierungen vorbehalten, welche sich für bargeldlose Zahlungen zwischen zwei verschiedenen Orten bildeten, normalerweise unter Verwendung zweier unterschiedlicher Währungen.<sup>70</sup> Daher kann der Begriff des Wechselkurses hier nicht verwendet werden. Klüßendorf spricht von „Zahlenwerte[n] im Verhältnis der kleinen zu den größeren Nominalen“<sup>71</sup>, was etwas weniger elegant klingt als der von Schefold geprägte Terminus der „legal fixierten Austauschraten“. In der vorliegenden Arbeit wird der Begriff *Münzwechselkurse* als Kompromisslösung für eine handhabbare Semantik vorgeschlagen, welche die Geduld des Lesers nicht durch übertriebene heuristische Argumentationsgymnastik und semantische Spitzfindigkeiten überstrapaziert. *Münzwechselkurse* meint hier und im Folgenden sowohl die Austauschraten *zwischen zwei verschiedenen*

70 M. A. Denzel, ‚La Practica della Cambiatura‘. Europäischer Zahlungsverkehr vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, Stuttgart 1994; Ders., Das System des bargeldlosen Zahlungsverkehrs europäischer Prägung vom Mittelalter bis 1914, Stuttgart 2008.

71 Niklot Klüßendorf, „Gelt, so in Klingelsack gefält“. Das evangelische Kirchenopfer der Frühneuzeit im Lichte des Opferstocks von Rohr (Thüringen), Weimar / Köln / Wien 1993, S. 36.

*Münzwährungen* – etwa (hypothetisch) süddeutsche Batzen gegen sächsische Groschen – als auch *zwischen den unterschiedlichen Nominalstufen eines bestimmten Münzwährungssystems*, etwa zwischen sächsischen Groschen und sächsischen Pfennigen etc.

Die Verhandelbarkeit von Münzwechsellkursen ergab sich fast zwingend aus der Tatsache, dass die regionalen Währungen im Reich sich im Normalfall aus einer Vielzahl einheimischer und fremder Münzsorten speisten. Dies belegen zahlreiche Quellen. Ein Straßburger Münzgutachten aus dem Jahre 1467 vermittelt anschaulich die vorherrschende Auffassung davon, was *Währung* war bzw. was sie zu leisten hatte:

Des meren teils meynunge ist, dwile die kurfürsten usgeschriben hant zû münßen uf nüntzen grat und 103 güldin uf anderhalb marg Cöllisch und daz man die güldin nemen sol by dem gewicht und nach irem werde: das do die stat dennoch den güldin setzen sol also: welher güldin also hielte nüntzehen grat, das der solt der stat Strasburg werunge sin und eilftthalb schilling pfenninge gelten. welher güldin aber nit so vil hilete, der sollte nit wehrhaft sin, sunder noch sinem werde bezalt werden.<sup>72</sup>

Nur Straßburger Gulden zu 19 Karat waren also nach fixen Werttabellen als un-ingeschränkt konvertible und fungible Stücke im Zahlungsverkehr zugelassen. Andere Guldenstücke durften zwar in Zahlung genommen werden, allerdings nicht nach einem Tarif, sondern nach ihrem – regelmäßigen Prüfungen unterzogenen – Gegenwert in Edelmetall. Ihr Kurs bildete sich also auf dem freien Geldmarkt.

Gleiches lässt sich beliebig für andere Zeiträume und Reichsregionen feststellen. Wenn es in einem Kaufvertrag für ein Haus in Dresden am 6. Oktober 1511 heißt, es solle *vor neünunndvirzicgk ß gr ader sovil gangk- unnd zcinßwirtiger müntze*<sup>73</sup> den Besitzer wechseln, so bezieht sich diese Formulierung auf ein Währungssystem, bei welchem der sächsische Zinsgroschen als Rechen-, nicht aber zwangsläufig als Zahlungsmünze fungiert. Die Forderung kann auch in anderen Groschen abgeleistet werden, wobei sich deren Zahl dann – so impliziert dieses Dokument – nicht auf 49 Schock belaufen muss (dies nur, falls es sich tatsächlich in Gänze um Zinsgroschen sächsischer Prägung handelt), sondern von ihrem Verkehrswert abhängt. Dieser wiederum orientiert sich am Edelmetallfeingehalt der Münzen. Falls diese fremden Groschen vollwertig sind, würde sich die faktisch in der Transaktion hingeebene Zahlungssumme auf 49 Schock gr belaufen, falls nicht, auf mehr oder entsprechend weniger. Um 1511 nahmen, schenkt man den Zeitgenossen Glauben, auswärtige Münzen in Sachsen sogar überhand, speziell Mansfelder und Märkische Groschen (Kap. III). Es ist also wahrscheinlich, dass Zahlungen wie die genannte hier zum Teil oder sogar anteilmäßig überwiegend in Fremdgeld abgeleistet wurden, und damit nicht zu dem Münzwechsellkurs für die Zinsgroschen (Kapitel III).

72 Historische Kommission bei der Königlichen Academie der Wissenschaften (Hrsg.), Die Chroniken der oberrheinischen Städte, Straßburg, 2. Bd., Leipzig 1871, S. 1006.

73 Zitiert nach Thomas Kübler / Jörg Oberste (Hrsg.), Die Stadtbücher Altendresdens (1412–1528), Leipzig 2009, S. 455f.

Ähnlich lassen sich zahllose Zahlungsziele in zeitgenössischen Urkunden über Verkäufe interpretieren, in denen etwa festgelegt wird: *die zalung derselben sol geschehen der drite teyl mit gutem golde und die andern zwen driten teyl mit furstenmuntz, ye 21 gr fur ainen fl; der fl gold soll seinen g. uber den tryten teyl der bezalung nehmen werden nit anderst gerechent werden, dann was er zu Leybzic in mergten giltet.*<sup>74</sup> Während 2/3 der Summe spezifisch in Zinsgroschen abzugleichen sind, mit einem Kurs von 1/21 auf den Goldgulden, so ist die Komponente des Rechnungsbetrages, welche in Gold fakturiert wird, variabel und soll sich nach den jeweils üblichen Marktkursen auf den Leipziger Jahrmärkten (oft als „Messen“ bezeichnet) richten. Solange also zu den in den Ratsbüchern und ähnlichen Urkundensammlungen dokumentierten Transaktionen die Quittungen und entsprechenden Zahlungsbelege fehlen, ergeben sich potenzielle Unwägbarkeiten mannigfacher Natur. Je nachdem wer seine Position durchsetzen konnte – also der Gläubiger oder der Schuldner – konnte die gezielte Verwendung bestimmter Sorten variable Realwertsummen (gemessen in Gramm Silber) ergeben.

Findet man also in den Quellen und in der Sekundärliteratur bzgl. von Löhnen und Preisen Angaben wie „1 fl (Gulden) = 21 gr (Groschen), 1 gr = 12 d (Pfennige)“<sup>75</sup>, so ist dies eine Fiktion des Historikers, welcher nicht ‚dabei‘ gewesen ist. Entschuldbar ist diese Fiktion allenfalls durch den Umstand, dass diese Relation in den offiziellen Quellen als *erstrebte Norm* formuliert wurde, um deren Einhaltung sich die monetären Autoritäten teilweise redlich bemühten. Nur die wenigsten Historiker weisen geldgeschichtliches Fachwissen auf; zudem ist die Quellenlage dürftig. Die Folgen sind potenziell gravierend. Berechnen kann man etwa Löhne und Lebensstandard (Reallohniveau) nicht mehr genau, sondern immer nur als Punktintervall zwischen niedrigst- und höchstmöglichem Punktwert. Wenn man weiß, dass in den 1530er Jahren in Sachsen-Mitteldeutschland der Gulden zu 21 bis 24 Groschen genommen wurde, (a) je nachdem, welche Sorten im Zahlungsverkehr gegeben wurden, und (b) je nachdem, welche Vertragspartei den Ausschlag bei der Formulierung der (zumeist mündlich geschlossenen) Verträge gab, so ergeben sich Lohnsätze für den *Kärner*, *Ziegel gefahren*, nominell auf 6 gr pro Tag gesetzt<sup>76</sup>, welche von 6/24 bis 6/21 Rh fl reichten. Korrekt müsste die obige Formulierung dann lauten: je nachdem, wie die Lohntüte des Kärners komponiert war, erhielt er 0,25 bis 0,2857 fl Rh pro Tag (und da zudem auch der Goldgehalt des fl Rh variierte, schleicht sich hier zusätzlich ein weiterer Unsicherheitsfaktor in die Berechnung ein). Den Gegenwert von 0,2857 Rh fl erhielt der Kärner nur dann, wenn sein Lohn komplett in sächsischen Zinsgroschen ausgezahlt wurde. Je mehr anteilmäßig Mansfelder, Märkische, Stolberger etc. Groschen in seine (imaginäre) Lohntüte kamen, desto weniger erhielt er real – in rheinischen Gulden ausgedrückt; im Extremfalle also nur 0,25 fl Rh, falls gar kein gutes sächsisches Groschengeld (die Hartwährung der Zeit) aufzutreiben war.

74 Verkauf des gräflichen Zehnkupfers durch Graf Albrecht von Mansfeld an die Gesellschaft der Saigerhütte zu Arnstadt, 1520, zitiert nach: Möllenberg, Urkundenbuch, S. 13f.

75 Im konkreten Fall entnommen aus: Helmut Bräuer, Chemnitz zwischen 1450 und 1650. Menschen in ihren Kontexten, Chemnitz 2005, S. 163.

76 Ebd.

Formulierungen, wie „so blieb zwischen 1531 und 1563 deren Entlohnung (=der Tagelöhner) stabil“<sup>77</sup> (nämlich bei 2 gr/Tag) sind bestenfalls unscharf, im schlimmsten Falle aber schlicht inkorrekt. Der Einwand, dass diese Spannweiten nicht dramatisch waren, und das Geldwesen trotz dieser inhärenten Unschärfen seine Funktion weitgehend erfüllt habe, liegt nahe. Er wird aber aufgrund der in Kapitel IV genau zu skizzierenden Faktenlage bzgl. der ländlichen und städtischen Unruhen des Spätmittelalters, welche sich genau auf diese Problematik bezogen, zurückgewiesen. Gleiches gilt für den möglichen Einwand, dass Gulden jeder Art in der Lohntüte der sog. unterständischen Bevölkerungsgruppen ohnehin keine praktische Relevanz genossen hätten, und sich daher die Frage nach differenziellen Feingehalten und entsprechenden Kursfluktuationen gegen die hohen Sorten – je nach Groschen- und Pfennigsorten – für diese Schichten gar nicht ergeben hätte. Falls diese Einschätzung zuträfe, hätten wir es mit einem der ersten belegten Beispiele eines vollfunktionalen Scheidemünzwesens zu tun – die Menschen im Pfennig- und Groschensegment, also die Gruppen, deren monetäres Jahreseinkommen deutlich unter 30 Rh fl lag hätten dann wohl kaum nach Feingehalt der Nominale differenziert, sondern vielmehr Groschen für Groschen, Münze für Münze genommen. Dass genau dies nicht der Fall gewesen ist, wird in Kapitel IV ausführlich belegt. Gerade für die unterständischen Mitglieder der Gesellschaft ergaben sich zentrale Eckpunkte im Wirtschaftsjahr oder Wirtschaftszyklus, an denen sie aus ihrer Kleingeldsphäre in die „hohen“ Tauschsphären der oberen Mittel- und der Oberschichten auftauchen mussten: Der Staat, welcher Steuern eintrieb, Kaufleute, Geldwechsler, Amtsvögte und andere offizielle Stellen verlangten stets gute, also hochwertige Gulden oder Groschen. Alternativ nahmen sie, falls diese nicht zu beschaffen waren, schlechtwertige Kleingeldmünzen, etwa devaluierte Groschen mit einer Risikoprämie (einem Aufgeld auf den nominellen Sortenkurs, den sog. „Aufwechsel“) in den Zahlungen an.

Insofern haben wir es hier mit einem *generellen* sozioökonomischen Problem zu tun, welches an den Grundpfeilern der vormodernen Gesellschaft rüttelte, ein Problem, von dem ein signifikanter Bevölkerungsanteil direkt betroffen gewesen ist. Natürlich waren vor allem die Relationen einzelner lokaler Sorten gegen andere auswärtige Sorten variabel, d. h. potenziell verhandelbar.<sup>78</sup> Dabei ergaben sich – dies ist für den Fortgang der Untersuchung wichtig – Kursvariationen nicht nur als intertemporale Fluktuationen, also als Zeitreihe, sondern vielmehr *intersektoral*. Das bedeutet, je nach Komposition der zur Zahlung verwendeten Geldsorten und auf einzelne Transaktionen bezogen ergaben sich unterschiedliche Münzkurse. So finden sich in einer Aufstellung Christoph Fürers aus dem Jahre 1524 über eingeschossene Kapitalien in die Gesellschaft der Saigerhütte zu Arnstadt *Gulden zu 22 gr* einträchtig neben *Gulden zu 21 gr*. Hierbei handelt es sich um buchungsmäßige Aggregate von Zahlungen, welche überhaupt nicht in Gulden, sondern vielmehr in Groschen und Pfennigen geleistet worden waren, wobei die

77 Ebd., S. 167.

78 Etwa Friedrich von Schrötter, Brandenburg-Fränkisches Münzwesen, Teil I, *passim*, besonders S. 143, 145–147, 159–161; zuletzt: Rainer Metz, Geld, Währung und Preisentwicklung. Der Niederrheinraum im europäischen Vergleich: 1350–1800, Frankfurt a. M. 1990.

Angabe fehlt, um welche Groschen genau es sich handelt: diese Groschen hatten ganz offensichtlich einen unterschiedlichen Kurswert.<sup>79</sup> Nur die Groschen, von denen 21 auf den fl Rh gingen, werden vollwertiges sächsisches Groschengeld, d. h. Zinsgroschen, gewesen sein. Die Heilbronner Stadtschreiber verwendeten bei der Verbuchung der *Bede* ebenfalls variable Guldenkurse. So berechneten sie den Gulden 1474–76 zu 17 ½ Schilling *ſ*, 1478 zu 18 *Schilling ſ weniger 2 ſ*, 1479–1483 zu 18 Schilling und von 1490 bis 1510 zu 17 ½ Schilling *ſ*.<sup>80</sup> Rechnungsquellen der Zeit, etwa städtische Jahreshauptrechnungen, enthalten vielfach Buchungsposten für Kursverluste aufgrund unsicherer oder variabler Kurse für die umlaufenden, einkommenden und ausgegebenen Gelder.<sup>81</sup> (Nebenbei: Dies ist ein eindeutiger Positivbeweis dafür, dass dieses System nicht effizient gewesen sein kann, sondern ganz im Gegenteil die Transaktionskosten im Sinne der Neuen Institutionenökonomik erheblich steigerte und damit das System von Effizienzverlusten bzw. strukturell suboptimaler Performance gekennzeichnet gewesen ist). Wettbewerb in der Münzprägung und institutioneller Wettbewerb aufgrund der territorialen und staatsrechtlichen Zersplitterung des Reiches um 1500: Diese Aspekte generierten makroökonomisch gesehen Schwächen, keine positiven Effekte für die Mehrheit der Betroffenen.

Grob vereinfacht geht es in der vorliegenden Arbeit also um die Frage: welche grundsätzlichen ökonomischen und sozialen Konsequenzen und Transmissionsmechanismen ergaben sich aus dem in den Lehrbüchern und Überblickswerken bisweilen recht lapidar formulierten Grundtatbestand: „Within Europe itself monetary boundaries were by no means fixed, any more than they had been in the Middle Ages“?<sup>82</sup> Bezug genommen wird hierbei auf das Heilige Römische Reich Deutscher Nation um 1500, wo eine besondere monetäre Konstellation aufgrund der territorialpolitischen Fragmentierung herrschte. Dabei scheint es, als ob um 1500 eine akute Kleingeldkrise geherrscht habe, d. h. eine Unterversorgung mit gutem – d. h. im Feingehalt werthaltigem und stabilem – Kleingeld, und, wenn man hier die Definition des Problems etwas weiter fasst, Mittelgeld (Groschen, Batzen).<sup>83</sup> Der Reichstag von 1524 spricht ganz explizit von *ubermaeßigen, geringen* und *bößen* Batzen in Süddeutschland, welche eine *merkliche, heimliche beschwerd des gemeinen mannes im h. Reich* hervorgerufen hätten.<sup>84</sup> Diese Beschwerden lassen nun nicht den Schluss zu, dass Kleingeld an sich knapp gewesen sei (dann hätte der Gulden nicht oder nur kaum gegenüber diesen Sorten aufwerten können). Knapp war *wertstabiles Kleingeld*, welches die Geldfunktionen

79 Möllenberg, Urkundenbuch, S. 47.

80 Angaben entnommen aus Urkunden zitiert in: Moriz von Rauch (Hrsg.), Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Zweiter Band (1476–1500), Stuttgart 1913, S. 81, 154.

81 Etwa Zwickau im Rechnungsjahr 1532/33. Reinhold Hofmann, Bilder aus einer sächsischen Stadt im Reformationszeitalter. Aus den Kämmerei-Rechnungen der Stadt Zwickau, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, XXV (1904), S. 31–67, hier: S. 36.

82 Im konkreten Fall entnommen aus: Catherine Eagleton / Jonathan Williams, Money. A History, 2. Aufl. London 2007, S. 167.

83 Für Sachsen: Kapitel III. Für den Bodenseeraum vgl. Cahn, Münz- und Geldgeschichte I, S. 276; für Nürnberg: Scholler, Geld- und Münzwesen, Kap. VI.

84 § 26 des Reichsabschieds von 1524, zitiert nach: Cahn, Münz- und Geldgeschichte I, S. 352f.

‚Wertmesser‘ und ‚Zahlungsmittel‘ zur Zufriedenheit aller erfüllte. Es scheint, als ob dieses Problem fast überall in Europa der Renaissance anzutreffen gewesen ist, insbesondere jedoch während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts<sup>85</sup>, und – wie in vorliegender Arbeit zu zeigen sein wird – besonders im Reich.

Problematisch war dieses Phänomen in einer Zeit, in welcher (1) ein *Waren-geldsystem* bestand, und das Realwertprinzip galt, d. h. der Wert oder die Kaufkraft des Geldes an seinen Stoffwert, d. h. den Marktwert der in ihm enthaltenen Edelmetallmenge gekoppelt war (*valor intrinsecus*, metallistische Geldtheorie)<sup>86</sup>, und (2) die Bevölkerung und somit die gesamtwirtschaftliche Aktivität im Steigen begriffen waren. Mit einer gesamtwirtschaftlichen Expansion musste auch die Nachfrage nach Transaktionskasse steigen.<sup>87</sup> Doch in einer Zeit, in welcher der Grundstoff für die Geldproduktion (Silber) relativ zur Nachfrage im Reich immer knapper wurde und der Preis des Münzmetalls daher im Steigen begriffen war (Kapitel II), war die Tendenz einer fortwährenden Verschlechterung der umlaufenden Geldmünzen fast schon als der ökonomischen Ratio gemäß zu werten.<sup>88</sup> Auch ohne sich formell des Vergehens der Münzfälscherei schuldig zu machen – definiert in der *Constitutio Criminalis Carolina* von 1532 als *erstlich, wann eyner betrieglicher weiß eyns andern zeychen darauff schlecht. Zum andern, wann eyner vnrecht Metall darzu sezt. Zum dritten, so eyner der münzt jhre rechte schwere geuerlich benimbt*<sup>89</sup>; auf welche im schlimmsten Falle der Tod durch Sieden im

85 Etwa Harry Miskimin, *The Enforcement of Gresham's Law*, in: Anna Vannini Marx (Hrsg.), *Credito, banche e investimenti, secoli XIII–XX*, *Atti della quarta Settimana di studio* (Prato 14–21 aprile 1972), Istituto Internazionale di Storia Economica ‚F. Datini‘, Florenz 1985, S. 147–161, *passim*.

86 Im Gegensatz dazu das Kreditgeld (*valor impositus*). Heutzutage beruhen die meisten Gelder auf einem Kreditgeldsystem (sog. *fiduziäres System*), bei welchem der Nennwert deutlich über dem Materialwert liegt. Vgl. Manfred Borchert, *Geld und Kredit. Einführung in die Geldtheorie und Geldpolitik*, 8. überarb. Aufl. München / Wien 2003, S. 22f. Hans-Joachim Jarchow, *Theorie und Politik des Geldes*, 11. Aufl. Göttingen 2003, S. 4–6. Edelmetalle wie Gold und Silber waren dabei per Konvention die gebräuchlichsten Geldstoffe, da sie schwer verderblich waren (nicht oder kaum oxidierten), leicht zu verarbeiten und zu stückeln und allgemein als Wertgegenstände akzeptiert, vgl. Max Weber, *Wirtschaftsgeschichte. Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, [1923], 5. Aufl. Berlin 1991, S. 213 und ausführlich weiter unten Kap. III.

87 Karl Gunnar Persson, *An Economic History of Europe. Knowledge, Institutions and Growth, 600 to the Present*, Cambridge et al. 2010, S. 4f.

88 Steigt der Preis des Münzmetalls an, und ist die Kaufkraft des Geldes an seinen Edelmetallgehalt gebunden, so wird für denselben zu zahlenden Betrag für ein bestimmtes Produkt oder für eine bestimmte Dienstleistung nun weniger Edelmetall gefordert. D. h. der Münzherr – will er sich vor wirtschaftlichen Verlusten schützen – wird, wenn der Edelmetallpreis steigt, automatisch den Feingehalt seiner Münzen nach unten anpassen müssen.

89 Kaiser Karl V, *Peinliche Hals-Gerichtsordnung, die Münzverfälschung betreffend* (1532), zitiert nach: Gustav Radbruch (Hrsg.), *Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 (Carolina)*, Stuttgart 1967, S. 76f. Zur Abgrenzung Münzfälscherei / Münzveränderung vgl. auch Hendrik Mäkeler, Nicolas Oresme und Gabriel Biel. *Zur Geldtheorie im Spätmittelalter*, in: *Scripta Mercaturae*, XXXVII, 1 (2003), S. 56–94, hier: S. 82f.

Kessel mit heißem Öl oder Wasser oder eben der Feuertod stand<sup>90</sup> – prägten viele münzberechtigte Fürsten unterwertige Münzen bewusst und durchaus – aber nicht nur – mit Täuschungsabsicht aus, um ihr Geschäft der Münzprägung rentabel zu halten (Kapitel III–IV). Welche Probleme ergeben sich aus dem Mangel an gutem Klein- und Mittelgeld auf gesamtwirtschaftlicher und gesamtgesellschaftlicher Ebene (Kapitel V)?

## 2. MODELL UND METHODE

### 2.1 Silber als Pars pro Toto: Ein einfaches Angebot-Nachfrage-Modell als ‚heuristische Brücke‘

Im Folgenden geht es – in Form einer Metapher – um Gleichgewicht. Gleichgewicht soll hier einerseits ökonomisch definiert werden, etwa als gleichgewichtiges Wachstum oder auch nur Geldwertstabilität. In gegenwärtigen Volkswirtschaften stellt Währungsstabilität ein zentrales Ziel der Währungsethik dar und kann als Teil- oder Zwischenziel des allgemeinen wirtschaftspolitischen Desideratums ‚Gleichgewicht‘ verstanden werden. Gleichgewicht ist immer aber auch sozial relevant; die Systemtheorie – die hier nicht weiter verfolgt wird – argumentiert, dass Ungleichgewicht in einem Subsystem der Gesellschaft, etwa der Wirtschaft,

90 Diese Urteile wurden vielfach auch vollzogen, so etwa 1512 in Lübeck, oder 1504, 1516 und 1523 in Kuttendorf, wo Münzfälscher bei lebendigem Leibe in Öl gekocht bzw., bei mildem Strafmaß: verbrannt wurden, vgl. Karel Castelin, *Grossus Pragensis. Der Prager Groschen und seine Teilstücke 1300–1547*, 2. Aufl. Braunschweig 1973, S. 55. Werdau (Kursachsen), 23. Januar 1545: F. Tetzner, *Das kursächsische Amt Werdau unter den Ernestinern*, in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde*, XXXIII (1912), S. 1–35, hier: S. 27. Rolf Hammel-Kiesow / Dieter Dummler / Michael North (Hrsg.), *Silber, Gold und Hansehandel. Lübecks Geldgeschichte und der grosse Münzschatz von 1533/37*, Lübeck 2003, S. 72f. Franz Lerner, „Böses Geld“ – Münzverruf und Münzfälscher, in: *Frankfurter Numismatische Gesellschaft (Hrsg.), Franz Lerner, Kleine Beiträge zur Geldgeschichte*, Frankfurt a. M. 1993. In Augsburg wurden diesbezüglich die im Münzskandal von 1543 überführten Kaufleute lediglich mit hohen Geldstrafen belegt, vgl. Mark Häberlein, *Wirtschaftskriminalität und städtische Ordnungspolitik in der Frühen Neuzeit. Augsburger Kaufleute als Münzhändler und Falschmünzer*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte*, LXI (1998), S. 699–740, hier: S. 708f. Allerdings waren die Strafen laut der peinlichen Gerichtsordnung von 1532 abgestuft: lediglich bewusste Falschmünzer, also Münzmeister u. a., welche unter Vortäuschung falscher Tatsachen bewusst Nominale mit fremder Prägung ausbrachten, oder auch falsche Münze bewusst in Umlauf brachten, waren mit dem Feuertod zu strafen. Wer Beihilfe leistete, etwa seine Räumlichkeiten oder Gebäude einem Falschmünzer zur Verfügung stellte, verwickelte den zu diesem Delikt führenden Besitz. Wer der (legalen) Münze ihre Schwere nähme, musste eine Gefängnisstrafe verbüßen, ebenso derjenige, welcher hochwertige Münzen in geringere Nominale umprägte. Vgl. *Peinliche Gerichtsordnung Karls V (1532)*, zitiert nach Hirsch I, S. 255. Zum Tatbestand der Falschmünzerei und einigen historischen Beispielen, vgl. H. Voigtlaender, *Falschmünzer und Münzfälscher. Geschichte der Geldfälschung aus 2 ½ Jahrtausenden*, Münster 1976, S. 28f., und vom sozialhistorischen Standpunkt: Monika Spicker-Beck, *Räuber, Mordbrenner, umschweifendes Gesind. Zur Kriminalität im 16. Jahrhundert*, Freiburg i. B. 1995, S. 54.

Ungleichgewichte in anderen Subsystemen nach sich ziehen kann (und, so muss man implizieren: *vice versa*). Es bedarf nun keiner ausgefeilten soziologischen Theorie, um zu schließen: Persistente oder temporäre wirtschaftliche Ungleichgewichte können sich im Extremfall über soziale Krisen, Aufstände, Krawalle, auf andere Sektoren der Gesellschaft übertragen und das System von innen her destabilisieren (ganz unabhängig davon, welche Gefahren von außen drohen, etwa durch politische Konflikte etc.).<sup>91</sup> Daher sollen auch – und vor allem – in der vorliegenden Studie die sozioökonomischen *Ungleichgewichte* thematisiert werden, welche sich aus dem monetär bedingten Ungleichgewicht der Reformationszeit ergeben. Damit wird eine Lücke geschlossen, welche insbesondere die Numismatik trotz aller ihrer methodischen Fortschritte seit den vergangenen 150 Jahren als akademische Disziplin nicht annähernd hat schließen können.

Dieses Ungleichgewicht im Geldsektor um 1500 ist der heuristische Leitgedanke, den zu skizzieren und erklären die folgende Studie sich zum Ziel gesetzt hat. Theoriebildung und Theorieanwendung liegen dabei nicht im Fokus der Überlegungen; sie sind rein empirisch angelegt. Auch die Formulierung eines ‚Modells‘ im traditionellen Sinne wäre aus Sicht des Verfassers ein gewagtes Unterfangen. Die meisten wirtschaftshistorischen Modelle beruhen auf der individuellen Phantasie ihrer Erfinder sowie ihrer raumzeitlichen Befangenheit (wie in aller Welt kann man das Bruttoinlandsprodukt Englands im Hochmittelalter berechnen, als es weder die moderne funktional und arbeitsteilig voll ausdifferenzierte Gesellschaft mit hoch integrierten Kapital-, Arbeits- und Finanzmärkten, noch das Konzept einer buchungsmäßigen Erfassung dieser Gesellschaft gab?); ihre Konstruktion ist zumeist erwachsen aus der Not unvollständiger Datensätze, deren Repräsentativität zwangsläufig zweifelhaft bleibt.

Dies soll und darf hier aber nicht von der Formulierung heuristischer Brücken bzw. organisatorischer Leitmotive abhalten. Komplexe Sachverhalte müssen zumindest fokussiert und vereinfacht werden, um begreifbar zu werden. Ansonsten begibt sich der Historiker einer seiner zentralen Arbeitsaufgaben und betreibt Mikrogeschichte oder Lokalforschung, keine gangbare methodische Alternative, da sich hier ein Kontinuum zwischen den Polen „Anekdote“ und „Struktur“ bildet, und je nachdem welchen Punkt in diesem Kontinuum man trifft, sich relevante oder aber triviale Schlussfolgerungen ergeben.<sup>92</sup> Als zentrale organisatorische Metapher, welche die Argumentation (Kapitel II bis IV) verklammern soll, wird

91 „Im Gegensatz zur Mengenstabilität besteht Konsens in der Mainstream-Makroökonomie darüber, daß eine Preisniveaustabilität erstens erwünscht ist und zweitens unbedingt einer stabilitätspolitischen Absicherung bedarf.“ Helmut Wagner, *Stabilitätspolitik. Theoretische Grundlagen und institutionelle Alternativen*, 8. Aufl. München / Wien 2008, S. 19, und für einen allgemein-theoretischen Überblick ebd., S. 1–4, 6–13.

92 Beispiele für solche Pole innerhalb dieses Kontinuums in: Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 2009. Meisterhafter Beweis dafür, dass Mikrogeschichte nicht zwangsläufig trivial sein muss, sind die Studien von Rainer Beck, *Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne*, München 2004, und neuerdings Ders., *Mäuselmacher oder die Imagination des Bösen. Ein Hexenprozess 1715-1723*, München 2011.

stattdessen ein einfaches Angebot-Nachfrage-Modell für Silber dienen.<sup>93</sup> Dieses Modell erklärt die hauptsächlichen Zusammenhänge, von der Deflation und der *Krise der Reformation* (Kapitel II), über die systeminhärente Tendenz zur Devaluation (Abwertung) im Reich (Kapitel III), bis hin zu den sozialen Konsequenzen schlechten Geldes (Kapitel IV). Es soll hier kurz verbal geschildert werden. Auf eine formale Herleitung<sup>94</sup> wird – es fehlen die empirischen Daten – verzichtet.

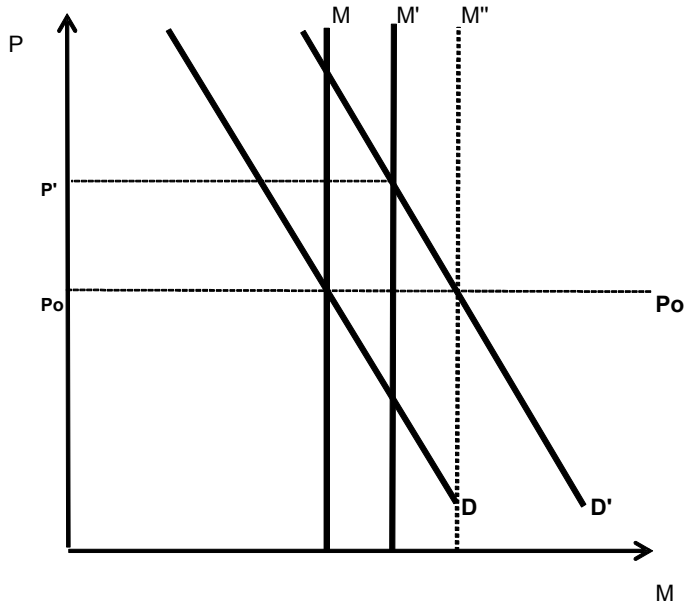
Im Zeitalter der Renaissance und der frühen Reformation waren alle Währungen im Reich Münzwährungen. Die umlaufenden Nominale (Münzen) enthielten eine gesetzlich fixierte Edelmetallmenge. Ihre Kaufkraft definierte sich über die Kaufkraft der in ihnen gebundenen Edelmetallmenge. Anders als unter den modernen volkswirtschaftlichen Parametern eines fiduziären Geldstandards war Geld innerhalb des Warenkreislaufs der Volkswirtschaft also nicht nur – und nicht zwangsläufig primär – Zahlungs- bzw. Wertaufbewahrungsmittel. Es war zunächst einmal eine Ware *sui generis*, welche einem eigenen, separaten Markt und eigenen Systemlogiken unterworfen war, die sich aber nur in Ausnahmefällen der funktionalistischen oder institutionenökonomischen Ratio der Erleichterung des Warenaustausches beugten. Geld war primär eine Ware, für die sich unabhängig von den anderen zirkulierenden Gütern eine jeweils eigene Nachfrage- und Angebotsmenge und somit theoretisch ein variabler Gleichgewichtspreis bildete. Wann immer alternative Verwendungsformen für die Edelmetalle attraktiver waren, wurde Geld gerne demonetisiert (und umgekehrt). Dieser simple Befund – er ist weder neu noch besonders originell – ist in der wirtschaftshistorischen Literatur kaum einleuchtend modelliert. Er führte zu einer Reihe von Verwerfungen, Brüchen und Asymmetrien im sozioökonomischen System der Renaissance- und Reformationszeit. Er zeitigte eine Reihe nicht nur ökonomischer Effizienzverluste (Transaktionskosten), sondern auch sozialer Probleme (Asymmetrien).

Sei  $M$  die jeweils zur Verfügung gestellte Geldmenge, gemessen als *Realgröße*, d. h. Gewichtsmenge der zirkulierenden Edelmetalle (Silber) und  $D$  die Nachfrage nach Zahlungsmitteln (Silber, wiederum in g Ag). Vereinfacht wird hier angenommen, dass Silber als Hauptwährungsmetall auch den monetären Grundstock, d. h.  $M_0$  (Wert der umlaufenden Münzwährungen), und das Gold lediglich die Ankerwährung dargestellt hat. Ausnahmen und andere Einzelheiten werden in den betreffenden Kapiteln thematisiert.

93 Angelehnt an die konzeptionellen Überlegungen in: Dennis O. Flynn, *The Microeconomics of Silver and East-West-Trade in the Early Modern Period*, in: Wolfram Fischer / R. Marvin McNinn / Jürgen Schneider (Hrsg.), *The Emergence of a World Economy, Part I: 1500–1850*, Stuttgart 1986, S. 37–60, sowie K. W. Doherty / Dennis O. Flynn, *A Microeconomic Quantity Theory of Money and the Price Revolution*, in: Eddy H. G. van Cauwenberghe (Hrsg.), *Precious Metals, Coinage and the Changing Structures in Latin America, Europe, and Asia*, Leuven 1989, S. 185–208, modifiziert in: Dennis O. Flynn / Arturo Giráldez, *Conceptualizing Global Economic History: The Role of Silver*, in: Rainer Gömmel / Markus A. Denzel (Hrsg.), *Weltwirtschaft und Wirtschaftsordnung. Festschrift für Jürgen Schneider zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 2002, S. 101–114.

94 Sargent / Velde, *Big Problem*.

Abbildung 1: Geld im Zeitalter der Renaissance: ein einfaches Modell



Das Angebot der Ware Silber – und damit potenziell der Ware Geld – war im jeweils anzusetzenden Zeitraum fixiert, d. h. determiniert durch die im jeweiligen Zeitraum  $t$  geförderte Silbermenge. Diese wiederum ergab sich ökonomisch hauptsächlich als Funktion der im Bergbau vorherrschenden technischen Möglichkeiten (Wasserkünste, Stollenentwässerung etc.), der institutionellen Rahmenbedingungen (Berg- und Münzregal: *wie viel Bergsilber konnte direkt der Münzprägung, also der Geldschöpfung) zugeführt werden?* und ggf. über andere sozio-ökonomische Parameter, etwa die Arbeitsverfassung im Bergbau etc. Daher gilt im jeweiligen Betrachtungszeitraum  $M = \bar{M}$ , d. h. die Geldangebotskurve verläuft vertikal (sie ist vollkommen unelastisch). Die Geldnachfrage ergab sich als standardmäßige, nach rechts unten geneigte Nachfragekurve. Sinkt der Preis der Ware Geld, wird mehr davon nachgefragt (und umgekehrt). Dieses Modell erhebt keinen Anspruch auf Messbarkeit. Es wird im Verlauf der Untersuchung mithilfe des Indizienbeweises bzw. Induktionsschlusses konturiert; mehr geben die Quellen der Zeit – selbst wenn scheinbar exakte ökonometrische Studien dies manchmal suggerieren<sup>95</sup> – nicht her. Dieses Modell soll lediglich als Vereinfachung der in Kapitel II bis IV geschilderten Vorgänge dienen, gleichsam als heuristische Brücke.

95 Zuletzt Oliver Volckart / Lars Boerner, *Currency Unions, Optimal Currency Areas and the Integration of Financial Markets: Central Europe from the Fourteenth to the Sixteenth Centuries*, EUI Working Papers MWP 2008/42 (2009).

Dabei geht es zentral um Geldwertstabilität. Geldwertstabilität kennt zwei Messkonzepte: (1) einmal gemessen über die *Kaufkraft* einer Geldeinheit hinsichtlich eines klar definierten und für alle Wirtschaftssubjekte standardisierten Warenkorbes, welcher als Bemessungsgrundlage herangezogen wird (modernes Konzept der Preisentwicklung bzw. Inflation/Deflation), oder alternativ über (2) über den *Geldwert* einer Geldeinheit, also Menge und Preis der in dieser Geldeinheit verprägten Edelmetalle. Das letztere Konzept ist für die Gesellschaften des 20. Jahrhunderts zunehmend weniger relevant gewesen, da die meisten Währungen nach der Aufgabe des Goldstandards nicht mehr als Edelmetallwährungen ausgeprägt wurden, bzw. nicht mehr an Edelmetallreserven gebunden waren; man definiert heute die Kaufkraftentwicklung des Geldes als das Reziprok des Preisniveaus  $P$ , also  $1/P$ , wobei diesem Preisindex Warenkörbe zugrunde gelegt werden, deren Komposition komplexen Erhebungs- und Berechnungsverfahren unterliegt.<sup>96</sup>

Hierdurch hat sich in der Bewertung historischer Prozesse eine Tendenz zur Verzerrung ergeben. Sowohl in der modernen Volkswirtschaftslehre als auch in den meisten historischen und wirtschaftshistorischen Studien wird implizit oder explizit angenommen, dass das Geld seine Vollfunktionen zu jedem Zeitpunkt weitgehend erfüllte (hpts. Zahlungs-, Wertaufbewahrungsmittel und Wertmesser). Geld wird gleichsam exogen gesetzt; seine variable physische Komposition, auf welche seine intrinsische Kaufkraft zurückgeht, wird (in den meisten Lehrbüchern) nicht infrage gestellt. Es wird vielmehr angenommen, dass alle Transaktionen mit einem standardisierten Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel realisiert wurden. Güterbestände und Warenströme werden mit einem fixen, bekannten und von allen Marktteilnehmern gleichermaßen akzeptierten *Numeraire* gemessen. Dieses Numeraire muss selber nicht historisch erklärt werden: das Numeraire-Gut ist einfach da. Im konkreten Falle waren das die Gold- und Silbergulden für die Kaufleute, die Groschen, Pfennige und Heller (oder Batzen und Kreuzer) für die unteren Schichten, Handwerker, Krämer, Tagelöhner etc. Die meisten Überblicksdarstellungen suggerieren nun, dass man die monetär vergoldenen Leistungen in diesen Einheiten wertmäßig erfassen kann. Historische Untersuchungen, etwa zu städtischen Finanzhaushalten im Spätmittelalter, oder zur bäuerlichen Wirtschaft der frühen Neuzeit<sup>97</sup>, zum Einkommen von Häuern und Steigern im Mansfelder Kupferschieferbergbau<sup>98</sup>, zu Einkommensverhältnissen städtischer Bauarbeiter<sup>99</sup>, zur Gewinnsituation großer Handelsgesellschaften etc. – oder auch zum Bruttoinlandsprodukt der europäischen Ökonomien in der Vormoderne<sup>100</sup> – setzen zunächst einfach voraus, dass Zahlungen in Geld nach einem funktional

96 Alfred Stobbe, Volkswirtschaftliches Rechnungswesen, 8. Aufl. Berlin 1994.

97 Walter Achilles, Landwirtschaft in der Frühen Neuzeit, München 1991.

98 Bräuer, Chemnitz.

99 Etwa Ulf Dirlmeier, Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters (Mitte 14.–Anfang 16. Jh.), Heidelberg 1978.

100 Die gängigen Modelle und neuesten Schätzungen sind diskutiert in: Paolo Malanima, Europäische Wirtschaftsgeschichte 10.–19. Jahrhundert, Wien / Köln / Weimar 2010.

sauber abgestuften Mechanismus geleistet wurden. Die Frage nach dem Gegenteil jedoch, also der Möglichkeit, dass das Geld seine Funktionen nur sehr rudimentär erfüllt haben könnte (und damit nicht einmal als gutes *Numeraire* für historische Einkommensberechnungen – vom Lohn des Leipziger Steinführers um 1500 bis hin zum ‚guesstimate‘ des englischen Bruttoinlandsproduktes um 1086 – dient), wird abseits der preisgeschichtlichen Spezialstudien neueren Datums<sup>101</sup> selten gestellt. Letztere wiederum gingen bis in die jüngste Vergangenheit davon aus, dass man diese monetären nominal fixierten Werte über die Konsultation offizieller normativer Quellen über den jeweils gültigen Feingehalt der Münzen (Münzedikte, Valvationstabellen) auf ihren Realwert umrechnen könne. Die Möglichkeit, dass sich das Publikum aber nicht an die normativen Quellen hielt, führt diese Umrechnungsmethode – die selbst in jüngsten ökonomischen Untersuchungen im europäischen Kontext häufig gewählt wird<sup>102</sup> – jedoch ad absurdum. Bildeten sich frei aushandelbare Marktkurse für Münzen, selbst innerhalb der formal durchaus exakt definierten Währungen und Währungsräume, so werden diese Umrechnungsoperationen von Löhnen und Preisen auf ihre Realwerte obsolet. Der Begriff des „Wechselkurses“ wäre hier wiederum formal korrekt, da es sich um funktional als Fremdwährung gegeneinander gehandelte Nominale handelte und die Angebot-Nachfrage-Situation, etwa für Groschen gegen den Gulden im jeweiligen Währungsraum (etwa Sachsen) sich analog zu den Funktionsmechanismen auf Devisenmärkten ergab.<sup>103</sup>

Geldentwertung ist aber nicht nur ein monetäres bzw. makroökonomisches Problem. Sie erzeugt auch ganz eigentümliche Spannungen im sozialen Sektor des Systems Gesellschaft. Außerhalb des volkswirtschaftlichen Kanons gibt es Möglichkeiten der soziologischen<sup>104</sup>, ethisch-philosophischen<sup>105</sup> oder ökonomisch-essayistischen<sup>106</sup> Näherungsweise und viele mehr, die allesamt mit mehr oder we-

101 Vorbildlich ist die jüngere Studie-cum-Handbuch aus der Feder von Hans-Jürgen Gerhard / Alexander Engel, Preisgeschichte der vorindustriellen Zeit. Ein Kompendium auf Basis ausgewählter Hamburger Materialien, Stuttgart 2006.

102 Şevket Pamuk / Jan Luiten Van Zanden, Living Standards, in: Stephen Broadberry / Kevin H. O'Rourke (Hrsg.), The Cambridge Economic History of Modern Europe, Bd. 1: 1700–1870, Cambridge et al. 2010, S. 217–234 mit einem Überblick über die jüngste Forschung.

103 Wie bereits erwähnt: Da der *Terminus technicus* des Wechselkurses sich im historischen Kontext für Operationen innerhalb des bargeldlosen Zahlungsverkehrs ausgebildet hat, wird hier stattdessen der Begriff des ‚Münzwechselkurses‘ oder alternativ des ‚Sortenkurses‘ verwendet.

104 Etwa Christoph Deutschmann (Hrsg.), Die gesellschaftliche Macht des Geldes, Wiesbaden 2002. Systemtheoretisch: Niklas Luhmann, Die Wirtschaft der Gesellschaft, 2. Aufl. Darmstadt 2002, S. 230–271.

105 Natürlich Georg Simmel, Philosophie des Geldes, in: Georg Simmel, Gesamtausgabe, Bd. 6, Frankfurt a. M. 1989. Ferner Helmut Hesse / Otmar Issing (Hrsg.), Geld und Moral, München 1994. Von einem marxistischen Standpunkt: Karl-Heinz Brodbeck, Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik, Darmstadt 2009, oder auch weniger zielführend: Martin Burckhard, Nachwort, in: Wolfram Burckhardt (Hrsg./Übers.), Nicolas von Oresme De mutatione monetarum: tractatus = Traktat über Geldabwertungen, Berlin 1999, S. 75–119.

106 John Kenneth Galbraith, Money – Whence it Came, Where it Went, Boston 1975, dt.: Geld. Woher es kommt, wohin es geht, München / Zürich 1976. Als nicht wissenschaftlich einzu-

niger festen und operationalisierbaren Theoriegebäuden arbeiten. Die Erkenntnis, dass auch Geld und Kredit – wie alle Institutionen – gesellschaftlich konnotiert bzw. im Sinne Granovetters *embedded* sind, ist ein angesichts der scheuklappenhaft angelegten Wirtschaftstheorie zwar revolutionärer, historisch aber vergleichsweise trivialer Befund.<sup>107</sup> Auch die These, Geld und die zunehmende Monetisierung der Wirtschaft hätten nichtmarktwirtschaftliche Tauschprozesse niemals abgelöst, sowie der Befund, dass es bis in heutige Zeiten auch wichtige nicht-ökonomisch motivierte Tauschprozesse im System Gesellschaft gibt, ist zunehmend trivial. Herausgestellt wurden diese Zusammenhänge bereits von den drei großen französischen Anthropologen Mauss, Godelier und Levi-Strauss.<sup>108</sup> Denn abgesehen davon, dass diese Zusammenhänge auf der Hand, und daher vom wissenschaftssystematischen Standpunkt der Historiker ihr Nachweis im Bereich des Überflüssigen liegt<sup>109</sup>, sind sie Bestandteil jeder respektablen Einführungsveranstaltung in der Soziologie. Originalität hatte der Befund allenfalls in Mauss' großartigem Essay<sup>110</sup> oder der ebenfalls klassischen Studie Godeliers.<sup>111</sup> Etwas origineller erscheint der simple Befund Polanyi: „money is a system of symbols similar to language, writing, or weights and measures“.<sup>112</sup> Denn damit wird der Untersuchungsgegenstand nicht nur in die Systemtheorie, sondern überdies in die Nähe der (Neuen) Institutionenökonomik verlagert (wohin er in Teilen sicherlich gehört). Auch existieren sehr sensible und ausgewogene Behandlungen in enzyklopädisch-lexikalischer Form, welche jedoch die Feinheiten und somit die potenziell problematischen Szenarien im alltäglichen Geldgebrauch der Natur der Darstellung gemäß eher ausblenden.<sup>113</sup> Geld ist weder bloßes Symbol, noch einfach

stufen, aber leider immer noch hier und da in deutschsprachigen Lehrbüchern zur Geldtheorie zitiert: Hans Harlandt, *Die Evolution des Geldes*, Heidelberg 1989, oder in Neuauflage: Ders., *Das Geld. Eine Einführung in Wesen und Funktionen*, Rheinfelden / Berlin 1994, Ders., *Das Geld von gestern, heute und morgen*, Velten 1996; Ders., *Das Geld*, Greiz 2006.

107 Etwa Craig Muldrew, ‚Hard Food for Midas?‘: Cash and its Social Value in Early Modern England, in: *Past & Present*, CLXX (2001), S. 78–120. Prinzipiell ist alles ökonomische Handeln des Menschen selbstverständlich gesellschaftlich verankert, wie schon Granovetter in einem viel beachteten Aufsatz festgestellt hat: Mark Granovetter, *Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness*, in: *American Journal of Sociology*, XCI (1985), S. 481–510.

108 Neuerdings: Ilana Krausman Ben-Amos: *The Culture of Giving. Informal Support and Gift-Exchange in Early Modern England*, Cambridge et al. 2008. Ein gelungener Sammelband stammt aus der Feder von: Gadi Algazi / Valentin Groebner / Bernhard Jussen (Hrsg.), *Negotiating the Gift. Pre-Modern Figurations of Exchange*, Göttingen 2003.

109 Dieser Forschungsbereich gehört in die (biologische) Anthropologie, welche sich mit menschlichen Verhaltenskonstanten beschäftigt.

110 Marcel Mauss, *Essai sur le don*, dt. *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1984.

111 Ein Klassiker ist mittlerweile auch Maurice Godelier, *L'énigme du don*, dt. *Das Rätsel der Gabe. Geld, Geschenke, heilige Objekte*, München 1999.

112 Karl Polanyi, *The Semantics of Money-Uses*, in: George Dalton (Hrsg.), *Primitive, Archaic and Modern Economies. Essays of Karl Polanyi*, Boston [1968] 1971, S. 175.

113 Vgl. die diversen Einträge in Michael North (Hrsg.), *Von Aktie bis Zoll. Ein Historisches Lexikon des Geldes*, München 1995, ein wirklich vorzügliches Standardwerk. Sehr lesbare Lemmata sind auch die folgenden Beiträge von Michael Rothmann: *Art. Geld, Edelmetallver-*

existierendes Medium zur Abwicklung des marktwirtschaftlich fundierten Wirtschaftsprozesses. Es ist eine Institution, welche ganz eigenen sozioökonomischen Gesetzmäßigkeiten folgt. Zudem: nicht alle Institutionen sind, wie Ökonomen in der Vergangenheit manchmal angenommen haben, *per definitionem* effizient (denn sonst hätten sie sich nicht herausgebildet, so ein beliebter Zirkelschluss). Im Gegenteil, es kann beachtliche Reibungsverluste geben. Diese Reibungsverluste bzw. Ineffizienzen der Institution bzw. des Systems Geld sollen im Folgenden anhand des Beispiels des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation um 1500 empirisch herausgearbeitet werden.

Während sich Währungspolitik definitorisch allgemein um Geldmenge, Zinsniveau, Wechselkurse, Devisenregime etc. kümmert, so kann man einen Schritt weiter gehen und als Gegenstand der Währungsethik außenwirtschaftliches Gleichgewicht, konvertible Währungen und Währungsstabilität definieren.<sup>114</sup> In der Vormoderne gab es im Reich eine verwirrende Anzahl unterschiedlicher gängiger und gültiger Geldsorten, welche alle – schichtenspezifisch durchaus differenziert – umliefen und jeweils auch *verschiedene Geldentwertungsraten* aufwiesen. Allein im Lübecker Münzschatz von 1533/37, vermutlich die Wechselkasse eines vermögenden Kaufmanns, finden sich knapp 24 000 Münzen, welche sich in über 865 verschiedene Münzsorten scheiden lassen, welche aus „mehr als 84 Münzstätten aus ganz Europa“ stammen.<sup>115</sup> Forschungen haben ergeben, dass

sorgung, Leitwährungen, Geldgeschichtliche Institutionen und Instrumente, in: Gert Melville / Martial Staub (Hrsg.), Enzyklopädie des Mittelalters, Bd. II, Darmstadt 2008, S. 164–174. Ich bin dem Kollegen Prof. Dr. Michael Rothmann (Hannover) sehr verbunden für die Bereitstellung von Offprints dieser Beiträge auf dem unbürokratischen Wege.

114 Wolfgang Schmitz, Währungsethik: eine tragende Säule der Wirtschaftsethik, in: J. Hanns Pichler / Stefan W. Schmitz (Hrsg.), Wirtschaftsethik als Ordnungsethik in ihrem Anspruch an Sozial-, Konjunktur- und Währungspolitik, Berlin 2004 (Original des Aufsatzes: 1988), S. 195–222, hier: S. 199. Im Zeitalter der industriellen oder postindustriellen Ökonomien ist Wachstum (noch) ein zentrales und erklärtes Ziel von Wirtschaftspolitik, sei es im Rahmen demokratischer, westeuropäisch-atlantisch orientierter Gesellschaften oder diktatorisch-zentralverwaltungswirtschaftlicher Regimes wie der Volksrepublik China. Es ist ein Ziel der Wirtschaftspolitik und ein Phänomen, welches nicht nur Befürworter der sozialen Marktwirtschaft als unabdingbar für gesellschaftliche Stabilität und für einen störungsfreien Ablauf der Wirtschaft und sogar als Grundbedürfnis des wirtschaftlich tätigen Individuums identifizieren. Allenfalls der immer dramatischere Züge annehmende Raubbau an der Umwelt und den nicht-erneuerbaren Ressourcen hat hier zu (begründeter) Skepsis an diesem Wachstumsparameter seit den 1970er Jahren geführt (Club of Rome etc.), wobei die zentralen Ebenen von Wirtschaft und Politik sich diese Maximen noch nicht zu eigen gemacht haben. Zentraler Antagonist im traditionellen Szenarium ist die *Inflation*, im Extremfalle in ihrer psychopathologischen Form der Hyperinflation, welche aber auch in ihrer mäßigen Form, d. h. weniger Prozentpunkte pro Jahr als fortschrittshemmend und wachstumsgefährdend identifiziert wird. Inflation behindert „die Ersparnisbildung und führt durch allokativen Verzerrungen gesamtwirtschaftlich zu einer Unterversorgung mit Produktivkapital.“ Otmar Issing, Stabiles Geld – Fundament der Sozialen Marktwirtschaft, Reden und Aufsätze der Stadt Ulm, Heft 2 (1999), S. 13.

115 Hammel-Kiesow / Dummler / North (Hrsg.), Silber, Gold und Hansehandel, S. 97. Der Münzschatz wird von der Forschung als repräsentativ für den Geldumlauf der damaligen Zeit angesehen. Vgl. Michael North, Geldumlauf und Wirtschaftskonjunktur im südlichen Ostsee-

etwa der säkulare Preisanstieg im 16. Jahrhundert etwa dreimal so stark bei Preisen in Pfennigen ausfiel als bei Preisen, welche in (Gold)Gulden genannt wurden.<sup>116</sup> Alle genannten Tatbestände sind Ursachen und Symptome eines Sachverhaltes, welcher *en détail* entwickelt wird (Kapitel II–IV), und hier nur in Thesenform skizziert werden soll:

(1) Es gab einen Mangel an gutem Kleingeld im Reich – nicht, wie die Literatur manchmal nahelegt, einen *generellen* Kleingeldmangel.

(2) Dieses *big problem of small change* (Sargent/Velde) war einer noch bis 1530 währenden Silberknappheit geschuldet. Knappheit ist bekanntlich keine absolute Messgröße, sondern sie ergibt sich relativ, also aufgrund von Seitwärtsverschiebungen oder Überhängen von Angebots- und Nachfragekurven. Was die Silberknappheit des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts betrifft, so ist die These, dass sich relativ zur Nachfrage ein konstanter Angebots*unterschuss* bildete. Vor 1470 hatte es bereits eine globale Edelmetallkrise gegeben: Es wurde tatsächlich immer weniger Silber im Reich gefunden und zudem viel exportiert. Um 1440/60 kam es sogar zu einem akuten Mangel an Zahlungsmitteln (*bullion famine*). Importe als Ausgleich schieden aus, da der Handels- und Zahlungsbilanzsaldo Zentraleuropas passiv war. Tendenziell, d. h. über den säkularen Zeithorizont summiert, floss stets mehr Silber aus Europa ab als importiert wurde. Wahrscheinlich ist sogar, dass in Zeiten der Edelmetallknappheit mehr Silber abfloss, als produziert wurde, sodass sich der Saldo (=Silberbestand) Europas sogar verminderte. Damit sind lehrbuchartig-positivistische Darstellungen des zentraleuropäischen Silberbooms nach 1470 ein durchaus anzweifelbares Konstrukt. Denn nach 1470 stieg die zentraleuropäische Silberförderung zwar an. Die steigenden Silbermengen wurden aber aufgrund eines wiederum erhöhten Abflussdrucks, der sich aus internationalen Kapitalverflechtungen ergab, zum großen Teil aus dem Reich abgezogen. Einer steigenden Bevölkerung standen viel langsamer wachsende Silbervorkommen zur Verfügung. Abgebildet wurde diese Knappheit bzw. ein relativ zur Nachfrage stetig schwindendes Angebot von Silber, durch einen zwischen 1470 und 1440 stetig steigenden Silberpreis und Deflation im allgemeinen Preisniveau – zwei formallogische Kehrseiten eines identischen Tatbestandes (Kapitel II).

(3) Nun stellte Silber das wichtigste Münzmetall seiner Zeit dar; der jeweilige Silberbestand bestimmte die Möglichkeiten und Grenzen der Geldproduktion (auch dies ist eine modellhaft verkürzte, wenngleich in der Tendenz durchaus berechnete Annahme). Hier konkurrierten wenige Silberproduzenten mit einem Heer von Münzherren, welche sich das Münzmaterial auf dem freien – und aufgrund der skizzierten Knappheitssituation beengten – Edelmetallmarkt teuer beschaffen mussten. Es gab im Reich um 1500 Hunderte münzberechtigter Stände, von Äbten und Grafen bis hin zu Herzögen und Kurfürsten, möglicherweise bis zu

raum an der Wende zur Neuzeit (1440–1570). Untersuchungen zur Wirtschaftsgeschichte am Beispiel des Großen Lübecker Münzschatzes, der norddeutschen Münzfunde und der schriftlichen Überlieferung, Sigmaringen 1990.

116 Bernd Sprenger, Das Geld der Deutschen. Geldgeschichte Deutschlands von den Anfängen bis zur Gegenwart, Paderborn / München / Wien / Zürich 1991.

600 Münzstätten<sup>117</sup>, aber nur Sachsen, Tirol und Mansfeld verfügten über nennenswerte eigene Edelmetallvorkommen. Diese Münzstände konkurrierten also um die immer knapper werdenden Silberreserven. Um angesichts eines steigenden Silberpreises überhaupt noch mit Gewinn Münzen prägen zu können, griffen die meisten Münzherren oder die von ihnen als Pächter oder Beamte beschäftigten Münzmeister zum Mittel der Münzverschlechterung (Devaluation) (Kapitel III). Dass das Instrument der Münzverschlechterung insbesondere beim Klein- und Mittelgeld angewandt wurde, ergibt sich aus einem einfachen münzbetriebswirtschaftlichen Gesetz: Mit abnehmendem Nennwert der Münze steigen die anteilmäßigen Kosten (durchschnittliche totale Kosten) der Münzprägung. Bei der damals üblichen Münzprägetechnik unterschieden sich Arbeitsschritte, Lohn- und Kapitalkosten praktisch nicht, egal ob Goldgulden oder Pfennige geschlagen wurden. Arbeitszeit und Arbeitsaufwand bei der Prägung einer Talermünze waren praktisch identisch zum Umfang bzw. Aufwand beim Prägen eines Groschens oder Pfennigs. Das bedeutet, dass bei der Prägung hochwertiger Münzen (Gold- und Silbergulden) höhere Stückgewinne zu erzielen waren als bei der Ausprägung von Groschen; Groschen wiederum waren noch gewinnbringender auszubringen als Heller oder Pfennige. Bei Hellern oder Pfennigen konnte anstatt eines Gewinns sogar ein Verlust entstehen. Die Münzherren waren also gegenüber der Kleingeldprägung deutlich reservierter. Dass dies in einer Zeit, in welcher die einkommensschwachen Bevölkerungsschichten anteilmäßig dominierten und im Steigen begriffen waren (wie nach 1470 der Fall), einen verheerenden Fehler der Münz- und Stabilitätspolitik darstellen musste, liegt gleichsam auf der Hand. Die Folge war, dass sich nicht nur die Münzprägung im Reich ständig verschlechterte, da man zunehmend auf Altgeld und schlechtes – bis hin zu gefälschten Münzen – Geld zurückgriff. Insbesondere die Klein- und Mittelgelder (Heller, Pfennige, Groschen, Kreuzer, Batzen) – das Haupttransaktionsmedium des ‚Gemeinen Mannes‘ – wurden im Feingehalt immer schlechter. Sie werteten ab, da angesichts des fortwährend hohen und steigenden Silberpreises die Prägung von Klein- und Mittelmünzen zu einem konstanten Standard nicht rentabel war. Die Fürsten mussten aber – um den reibungslosen Ablauf der gesamtwirtschaftlichen Aktivität nicht komplett zu unterbrechen – zumindest einen Grundstock an Klein- und Mittelgeld bereitstellen. Die potenziellen Verluste dieser Zwangshandlung wurden über die Münzverschlechterung wieder ausgeglichen (Kapitel III).<sup>118</sup>

(4) Auch erzeugte die Prägetechnik, insbesondere bei den kleinen Nominalen, eine erhebliche Varianz im Geldstandard. Eine St. Galler Münzordnung von

117 Willy Ebers, Ueberblick über die Geld- und Währungsverhältnisse der Hansestädte mit besonderer Berücksichtigung der Devaluation, der neu aufkommenden Goldwährung und des Gebrauchs von Handelsmünzen. Ein Beitrag zur Geldgeschichte des Mittelalters in den letzten drei Jahrhunderten dieses Zeitraums und des 16. Jahrhunderts, Diss. Phil. Berlin 1935, S. 136.

118 Dass dies wie eine Gesetzesmäßigkeit wirkte, hat schon Gerhard vermutet, vgl. Hans-Jürgen Gerhard, Ein schöner Garten ohne Zaun. Die währungspolitische Situation des Deutschen Reiches um 1600, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, LXXXI (1994), S. 156–177, hier: S. 176f.

1510/1511 etwa schrieb die Prägung von dicken Plapparten, Vier- und Zweikreuzerstücken sowie Pfennigen und Heller vor. Bei den erstgenannten Mittelnominalen wurde genau spezifiziert, wie viel Stück je auf das Lot Feinsilber zu gehen hatten; bei den Pfennigen oder Hellern aber findet sich folgende Formulierung: *so sællent die pfennig halten sechs lot fin und uff ain lot gen fünfftzig pfennige ongevarlich. Item so sællent die haller halten vier lot fin und uff das lot gon sibentzig ongevarlich.*<sup>119</sup> Die geprägten Münzen wurden im Sample zwar überprüft, doch erfolgte im Bereich des Kleingeldes bzw. dem Subsektor des Pfennig-Heller-Geldes de facto eine Scheidemünzpolitik.

(5) Dies führte – über die Ausbildung funktional nicht sauber geschiedener Tauschsphären (*monetary zones*) – zu Brüchen und Überlappungen. Die Menschen begannen, über Münzwechselkurse abseits der formal kodifizierten Regelwerke zu verhandeln. Die jeweils stärkere Partei in diesen Transaktionen war häufig in der Lage, sich ein nicht immer juristisch fixiertes Agio auf Zahlungen auszubedingen, welche nicht in guter, wertstabiler, hoher Münze erfolgten. Dies erzeugte Friktionen im System, welche in den Quellen meistens in Form von Beschwerdeschriften und Gravamina des ‚Gemeinen Mannes‘ auftauchen – hinsichtlich der Münzfragen von der Forschung bislang komplett ignoriert. Zeitgenossen wie Luther sprachen diesbezüglich ausdrücklich von Wucher (Kapitel IV), identifizierten diese Phänomene also im Rahmen der geltenden (kanonischen) Rechtslehre als Straftatbestände.

Hierbei liegt ein empirischer Fokus auf Mitteldeutschland, dominiert vom wettinischen Sachsen. Es geht aber nicht um eine Münzgeschichte Großsachsens im Zeitalter der Reformation, sondern um ein historisches Experiment. Die Wettiner waren von ihrer geographischen (eigene Silbervorkommen), regalpolitisch-institutionellen (starke Zugriffsrechte auf dieses Silber über feudale und fürstliche Regale) und hegemonialpolitischen Stellung (starker politischer Einfluss auf Nachbargebiete) her am besten aufgestellt, um 1500 eine stabile Hartwährung<sup>120</sup> in ihren Landen aufzurichten. Sie folgten dieser Absicht, indem sie mit der *Leipziger Münzordnung von 1500* die ersten Großsilbermünzen als Äquivalent zum rheinischen Goldgulden im mitteldeutschen Raum zu prägen begannen, die sog. (Klappmützen)Taler und sich der langfristigen Stabilität dieses Währungssys-

119 Hans Conrad Peyer (Hrsg.), *Leinwandgewerbe und Fernhandel der Stadt St. Gallen von den Anfängen bis 1520*, Bd. I: Quellen, St. Gallen 1959, S. 459, Dokument 891, 21. Februar 1510, Verhandlungen in Münzsachen. Ähnlich lautende Verhandlung identischen Inhalts: ebd., S. 488, Dokument Nr. 899p (1511). Hervorhebung durch Verf.

120 Dieser Begriff ist natürlich eigentlich ein Anachronismus. Als „Hartwährungspolitik“ wurde bspw. die monetäre Außenwirtschaftspolitik Österreichs in den 1980er Jahren bezeichnet, in der es um das Ziel der Preisstabilität mit Hilfe der Wechselkursstabilität durch Bindung des Schillings an die DM ging. Oberstes Ziel war die Sicherung des Wohlstandsniveaus und der Realeinkommen. Erreicht werden sollten diese Ziele über die monetären Zwischenziele bzw. Steuerungsmittel wie Geldmenge, Zinssätze und Wechselkurs. Es ging also insbesondere um die Herbeiführung von Preis- und Währungsstabilität. Vgl. Heinz Handler, *Grundlagen der österreichischen Hartwährungspolitik. Geldwertstabilisierung, Phillipskurve, Unsicherheit*, Wien 1989, Kap. 2.1. Aber auch Anachronismen können im Sinne der hermeneutischen Begriffsschärfung von großem Nutzen für die historische Analyse sein.

tems verpflichteten (Kapitel III). Es wird aber gezeigt werden, dass sich selbst die Wettiner mittel- bis langfristig nicht vor dem Einströmen schlechten Geldes in den sächsischen Währungsraum schützen konnten. Trotz der reichhaltigen Silberausmünzungen verringerte sich zwischen 1500 und 1540 der Edelmetallanteil des im sächsischen Wirtschaftsraum zirkulierenden Bargeldes. Der Anteil von Münzen, die unterwertig waren, also nach einem niedrigeren als in der Leipziger Münzordnung von 1500 festgesetzten Feingehalt ausgeprägt waren, nahm stetig auf Kosten der besseren Münzen zu, welche sukzessive aus dem Verkehr gezogen wurden. Ob die gezielt verfolgte Politik des harten Geldes von 1500 also scheitern musste – aufgrund der darzulegenden globalwirtschaftlichen und feudalpholitischen Zusammenhänge und Verflechtungen (Kapitel II–IV) – ist eine der spannendsten und hinsichtlich zukünftiger Regionalstudien vielleicht vielversprechende Fragestellung. Um sie zu lösen, bedürfte man umfangreicherer Datensätze, ökonometrischer Modelle und komplexer Gleichungssysteme. Die Quellen erlauben dies hier jedoch (noch) nicht; daher wird die Analyse sich der historischen Methode und des Indizienbeweises bedienen. Man darf aber die überspitztrhetorische Frage aufwerfen: wenn es überhaupt irgend möglich gewesen wäre, Stabilität in das Währungssystem um 1500 zu bringen, wo – wenn nicht in Sachsen-Mitteldeutschland? Wenn selbst der Befund hinsichtlich des wettinischen Sachsens negativ ausfällt: handelte es sich bei der fortwährenden Devaluations-tendenz nicht um ein systemimmanentes Phänomen, um eine strukturelle Komponente der Reichsgeschichte im Zeitalter der Renaissance und der frühen Reformation?

Indirekt wurde diese Frage von Klüßendorf bereits 1976 aufgeworfen, nämlich durch die Formulierung, dass „jede wirklich guthaltige Ausprägung letzthin nur fremden Prägestätten als preiswertes Münzmaterial gedient hätte“.<sup>121</sup> Interpretiert man die genannte Fragestellung also als *kontrolliertes* oder *historisches Experiment*, und definiert die sächsischen Ausgangsbedingungen für eine Politik des harten Geldes um 1500 als optimal, d. h. die wettinischen Lande als prädestiniert für eine stabile Währung (aus Gründen, die im Verlauf dieser Arbeit genau herausgearbeitet werden), dann ergibt sich als Schlussfolgerung: Wenn es nicht einmal in Sachsen um 1500 gelang, Ordnung und Stabilität in das Währungssystem zu bringen, dann war Währungsinstabilität ein dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation um 1500 in der Tat systemimmanentes Phänomen. Wenngleich der Begriff der Gesetzmäßigkeit für alle historischen Probleme ein widersinniges Konzept darstellt, ergaben sich nichtsdestotrotz starke und wirkmächtige Strukturen und Regeln im System der Währungen im Reich um 1500, die sich aufgrund ihrer globalwirtschaftlichen, makroökonomischen, münzbetriebswirtschaftlichen und feudalen bzw. institutionellen Fixpunkte durchaus schlüssig als hohe Wahrscheinlichkeiten identifizieren lassen (Kapitel II, III, IV).

121 Niklot Klüßendorf, Städtische Währungsaufsicht und Devisenschmuggler im Spätmittelalter, in: Herbert A. Cahn / Georges le Rider (Hrsg.), Proceedings of the 8th International Congress of Numismatics, New York-Washington, September 1973 = Actes du 8ème Congrès International de Numismatique, New York / Washington 1976, S. 429–440, hier: S. 430.

Alternativ könnte man diese Hypothese vom soziologischen Standpunkt aus formulieren. Man könnte sagen, dass es schichtenspezifisch differenzierte Formen der Geldnutzung gab. Diese Schlussfolgerung ist an sich wiederum weder neu noch innovativ: Allein sie ist von der historischen Forschung ebenfalls nicht hinsichtlich ihrer gesamtwirtschaftlichen (Transaktionskosten) und gesamtgesellschaftlichen (sozioökonomische Asymmetrien im Zahlungsverkehr) Folgekosten untersucht worden. Der Bargeldbestand oder die Transaktionskasse des ‚Gemeinen Mannes‘, der um 1500 sicher um 80% der Bevölkerung im Reich gestellt haben wird<sup>122</sup>, bestand zu einem höheren Anteil an Klein- und Mittelgeld als die Transaktionskasse der oberen Schichten. Fernhandelskaufleute, Unternehmer, Finanziers konnten auf die Gold- und Silbergulden bzw. Formen des bargeldlosen Zahlungsausgleichs zurückgreifen. Obwohl es hier in der Numismatik durchaus unterschiedliche Klassifikationen gibt, werden im Folgenden als *Kleingeld* Nominale wie Pfennige und Heller, als *Mittelmünzen* deren unmittelbare Vielfache: also Halb Groschen, Schilling, Kreuzer bis hin zu Groschen bzw. Plappart bezeichnet. Die *grobe Münze*, das Großgeld umfasste hauptsächlich die diversen Goldgulden nach rheinischem Vorbild, einschließlich ihrer seit 1486/88 geprägten Silberäquivalente, der „Taler“. Letztere nahmen die wenigsten Menschen der Renaissance im Verlaufe ihres Lebens auch nur einmal in die Hand. Die Kaufkraft der Goldgulden und Silbertaler überstieg den aufgrund der Struktur und Größe der Transaktionskasse des gemeinen Mannes vorgegebenen Rahmen um ein Vielfaches. Mit Silbergulden und Goldmünzen wurden Staatsanleihen, Hauskäufe und Kredite wohlhabender Bürger abgewickelt. Die Geldnachfrage des Großteils der Bevölkerung aber ging in das Klein- und Mittelgeld, die Heller, Groschen, Pfennige, in welchen die alltäglichen Getreidekäufe abgewickelt und die (Tage)Löhne ausgezahlt wurden – so diese Zahlungen überhaupt monetarisiert waren. Nun aber waren – wie bereits erwähnt – insbesondere die Klein- und Mittelnominalen besonders hohen Entwertungsraten ausgesetzt. Das heißt, es fanden sich insbesondere in der Transaktionskasse des gemeinen Mannes viele schlechte Nominale; die Wertbeständigkeit bzw. Funktion als Wertaufbewahrungsmittel war bei den Pfennigen und Hellern, Kreuzern und Batzen viel schwächer ausgebildet als bei den höheren Nominalen. Und wo immer sich bei Transaktionen Marktkurse bildeten, die aufgrund etwa des schlechten Feingehalts unter den gesetzlich festgelegten Sortenkursen lagen, verloren diese Gelder auch ihre Vollfunktion als Zahlungsmittel. Oftmals konnte das Publikum den Kurswert einer Münze nur schätzen – was dann das gegenseitige Verhandlungs- und ggf. Übervorteilungspotenzial der Transaktion erhöhte. Der Mangel an einem stabilen Erwartungshorizont, was die Vollfunktion der umlaufenden Zahlungsmittel als Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel anbetraf, verbunden mit den allgegenwärtigen Rechenoperationen, welche sich durch die schier unüberschaubare Zahl an umlaufenden Münzen aus den ver-

122 Näheres zur soziologischen Klassifikation des ‚Gemeinen Mannes‘ und seiner Repräsentativität findet sich in den diesbezüglich relevanten Abschnitten in Kapitel III und IV.